

Da
51212



Da 41110

1378.

B r i e f e
über den
Zug von 1794.

von
einem Officier der Armee am Rhein
an seinen Freund in B.

Ein Beitrag zur Geschichte des gegenwärtigen Kriegs
und zur Berichtigung der Urtheile über einige der
wichtigsten Ereignisse desselben, ihre Ursachen
und ihre Folgen.

Martin-Luther-Universität

Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

s. 21/585, 167-1952

Frankfurt und Leipzig

1 7 9 5.

Da 51212



15 WA 2402

15 WA 2402

Ein Freund, mit dem ich einen Briefwechsel unterhalte, äußerte mir seine Verwunderung über die Wendung dieses Kriegs. Ueberzeugt von der Vortrefflichkeit der Armeen, die gegen Frankreich zogen, erwartete er Sieg auf Sieg. An Siegen hat es zwar nicht gefehlt; unsere deutschen Krieger haben gezeigt, daß sie ihres alten Ruhms würdig sind, und daß auf deutschem Boden noch deutsche Helden wachsen. Aber doch ist der Krieg nicht glücklich, und doch machen wir keine Eroberun-

gen! Mein Freund forderte mich auf, ihm meine Meinung zu sagen, und als Augenzeuge seine Ideen zu berichtigen. Dieß veranlaßte verschiedene Briefe über die Beschaffenheit der französischen Armee, und über die Stärke und Schwäche ihrer Taktik. Diese Betrachtungen mit der Taktik der deutschen Armeen verglichen, gaben einige Resultate zu den vielen Ursachen der unerwarteten Wendung dieses Kriegs auf deutscher Seite, Resultate zu den taktischen Grundsätzen, die man gegen die Franzosen beobachten muß.

Jch wollte diese Briefe nicht drucken lassen; mein Freund forderte mich aber auch hierzu auf. Man findet darin kein

Lehrgebäude, wozu mehr Zeit nöthig gewesen wäre, als ein geschäftiges Leben im Kriege gewährt. Es sind Bruchstücke, einzelne Theorien auf die in diesem Kriege gemachte Erfahrungen gegründet, und in den letzten Briefen Betrachtungen über einige der wichtigsten Begebenheiten des dritten Feldzuges.

Wird diese kleine Sammlung mit Nachsicht aufgenommen, so soll eine zweite folgen, welche Betrachtungen über verschiedene andere Begebenheiten dieses und der zwei ersten Feldzüge enthalten wird.

Jeder Officier, besonders aber die Anführer der Armeen, sollten nie den Grundsatz vergessen, daß man seinen Feind nicht

verachten muß. Sie sollten ihn sorgfältig studiren, das Gute und Fehlerhafte seiner Kriegsverfassung, seiner Taktik, prüfen, und daraus die Regeln abstrahiren, welche man gegen ihn anwenden muß.

In keinem Kriege war es nöthiger, als in diesem, wo der ausgedehnte Gebrauch der Artillerie Epoche macht, und Veränderungen in der Taktik hervorbringen mußte; wo der Krieg einmal nach den bisherigen Regeln, und ein andermal nach neuen den dermaligen Umständen anpassenden Regeln geführt werden muß.

Diese kaltblütige Untersuchung, anstatt den Muth zu vermindern, wenn man Vorzüge beim Feinde bemerkt, die man

nicht erwartete, wird vielmehr den übeln Folgen vorbeugen, welche das Unerwartete im Kriege gewöhnlich nach sich zieht, wird verhindern, daß die militairischen Berechnungen nicht auf Hypothesen gebaut werden, wird die Summe der Wirkungen aus unbekanntem Ursachen merklich vermindern, und allen Operationen im Großen wie im Kleinen den Anstand systematischer Ordnung geben. So wie der mathematisch-logisch-organisirte Kopf eines Mannes in den Geschäften des gemeinen Lebens Ordnung und System beobachtet und sich von andern, ohne Grundsätze handelnden Menschen, die vom Zufall hin und her getrieben werden, merklich unterscheidet; eben so wird sich eine

nach richtigen Grundsätzen geführte Armee, von Horden unregelmäßiger Tartaren auszeichnen, die ein unwissender Bassa anführt.

Diese kaltblütige Untersuchung endlich, sage ich, wird dem Anführer die Zuversicht geben, die ihm das Vertrauen seiner Untergebenen erwerben kann, sie wird ihm zeigen, daß der Feind, mit dem er es zu thun hat, seine ganze Anstrengung erfordert, sie wird ihn vor Sorglosigkeit bewahren und ihn in der Thätigkeit erhalten, ohne welche nichts Großes ausgeführt werden kann.

Warne ich gegen den Fehler einer übertriebenen Verachtung des Feindes, so

bin ich weit entfernt, das gerechte Zutrauen, das der Officier so wie der Soldat zu seinen Kräften, zu seiner Geschicklichkeit haben soll, zu mißbilligen. Ferne sey es von mir, der zu großen Vorsicht, die sich in allen Schritten äußert und leicht Furcht erzeugt, das Wort zu reden. Eine zu hohe Meinung vom Feinde ist vielleicht noch gefährlicher als zu große Verachtung. Eben deswegen aber, um beide Abwege zu vermeiden, muß man seinen Feind genau studiren. Daß ich vom General und Officier hier rede, versteht sich von selbst. Der gemeine Soldat muß meistens seinen Feind verachten; der Offizier aber muß diese glückliche Stimmung durch Ge-

X

schicklichkeit und Vernunft zu leiten und die daraus zu befürchtende Nachlässigkeit und Sorglosigkeit im Dienst durch Disciplin zu verhindern wissen.

Der Verfasser.

Inhalt
der Briefe

	Seite
Erster Brief. Ueber die französische In- fanterie	1
Zweiter Brief. Ueber die französische Kavallerie	9
Dritter Brief. Ueber die französische Ar- tillerie	12
Vierter Brief. Ueber den Generalstab und das Ingenieur - Korps der Fran- zosen	19
Fünfter Brief. Einige Bemerkungen über Enthusiasmus und gutem Geist in den Armeen	25
Sechster Brief. Ueber die Infanterie der Deutschen	32
Siebenter Brief. Ueber die Kavallerie der Deutschen	39
Achter Brief. Ueber die Artillerie der Deutschen	42

	Seite
Neunter Brief. Resultat der vorigen Betrachtungen und erste Hauptregel, die man im Kriege im freien Felde gegen die Franzosen beobachten muß	55
Zehnter Brief. Zweite Hauptregel, die man im Kriege im freien Felde beobachten muß	67
Elfster Brief. Dritte Hauptregel ic.	75
Zwölfter Brief. Etwas vom Operationsplan	92
Dreizehnter Brief. Betrachtungen über die wahrscheinlichen Operationen der Franzosen, nach der Wiedereroberung der Festungen Valenciennes, Conde, Quesnoy und Landrecis, im Feldzuge 1794.	102
Vierzehnter Brief. Etwas über die Affaire bei Kaiserslautern, den 20. September 1794.	110
Fünfzehnter Brief. Folgen, die aus dem Rückzuge der Clairfautischen Armee über den Rhein entstehen müssen.	126
Sechzehnter Brief. Rückzug der preussischen Armee über den Rhein	145
Siebzehnter Brief: Uebergabe der Flesschen und Rheinschanze bei Mannheim und freiwillige Verlassung der Festung Rheinfels	151

Erster Brief

Sie verlangen, mein Freund, daß ich Ihnen meine Gedanken über die Art, wie man den Krieg gegen die Franzosen führen müsse, mittheilen soll. Ich werde Ihren Wunsch zu erfüllen suchen. Erwarten Sie aber keine systematische Abhandlung, zu welcher mehr Zeit nöthig wäre, als ich hierzu verwenden kann. Sie werden nur Betrachtungen finden, die auf den gegenwärtigen Zeitpunkt passen. Genug, ich will Sie, ohne die Ordnung eines Lehrgebäudes pünktlich zu beobachten, in den Stand setzen, entfernt vom Schauplatz einen Krieg zu beurtheilen, der die Aufmerksamkeit der ganzen Welt beschäftigt, weil seit der Reformation und den durch diese entstandenen Kriegen,

keine Revolution wichtiger war, als die gegenwärtige französische, und kein Krieg interessanter als der jezige, um auf der einen Seite diese Revolution zu vertheidigen, und auf der andern die unabsehbaren Folgen zu verhindern, die für alle Regierungen Europa's daraus entstehen könnten.

Um die taktischen Grundsätze festzusetzen, die man in dem gegenwärtigen Kriege (1794) gegen Frankreich beobachten muß, ist es vorher nöthig, die militairische Verfassung der Franzosen, und ihre Art zu fechten, genau zu kennen.

Daß man seinen Feind studiren, daß man die Vortheile und Nachtheile seiner militairischen Verfassung, die Stärke und Schwäche seiner Taktik, daß man seinen Nationalcharakter, den Charakter seiner Anführer, kennen müsse, wenn man nicht nur taktisch=richtig manöviriren und fechten, sondern sich auch sagen will, daß man durch Unwissenheit und zu vermeidende Fehler nicht unnöthig Menschen aufgeopfert habe, ist unläugbar.

Die französische Armee ist aus allen den Theilen und Waffen zusammengesetzt, woraus die Armeen der coalisirten Mächte bestehen,

nemlich aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie.

Die Infanterie ist mit Gewehr und Bajonet bewafnet, und sicht, wie die deutsche, geschlossen und zerstreut, nur mit dem Unterschiede, daß, da sie meist aus neu angeworbener Mannschaft besteht, sie im freien Felde, wo man geschlossen und mit Ordnung manövriren muß, nicht so brauchbar ist, als in durchschnittenen, besonders in waldigten Gegenden, wo der ungeübte Soldat, wenn er nur sein Gewehr laden, und nach einem gewissen Ziel abdrücken kann, eben die Dienste thut und oft besser, als der an Reih und Glied gewöhnte regulaire Soldat. Bei diesen zerstreuten Gefechten kommt es auch auf persönliche Bravour und Verstand an — Beides kann man dem durch politischen Fanatismus erhitzten Franzosen nicht absprechen. Er leistet also in der That bei solchen Gefechten sehr viel, und, man kann es nicht läugnen, er ist uns darin überlegen, theils, weil unser Soldat an Reih und Glied gewöhnt ist, theils, weil er ganze Schaaren solcher Tirailleurs hat, und uns in der Anzahl übertrifft, die hier allezeit entscheiden muß. Man glaube aber deshalb nicht, daß der französische Infanterist

im dritten Feldzuge dieses Krieges gar nicht geschlossen fechten könne. Die Lebhaftigkeit, mit welcher der Franzose überhaupt ein Geschäft betreibt, seine körperliche Geschicklichkeit, und die Aufklärung seines Verstandes, machen, daß er nicht nur von der Nothwendigkeit überzeugt ist, sich nach seinen Feinden zu bilden, und daher mit dem größten Eifer exercirt, und alle Arten von Bewegungen lernt; sondern auch, daß er weit geschwinder gebildet wird, als man es von einem gewöhnlichen Rekruten und einem neu errichteten Haufen gewohnt ist. Es fehlt ihm nicht an den dazu nöthigen Hilfsmitteln. Man bedenke nur, wieviel man in Frankreich seit dem siebenjährigen Kriege, und seitdem die preussische Taktik allen übrigen zum Muster gedient hat, taktische Bücher und Reglements geschrieben, wie oft man die niedere und höhere Taktik verändert, wie viel man darüber disputirt, und mit welcher oft pedantischen Punctlichkeit bald ein St. Germain, bald ein anderer Minister und General die französische Infanterie gepeinigt hat, um die sogenannte *Tactique prussienne* einzuführen. Diese öftern Veränderungen haben zwar verhindert, daß ein System zur völligen Vollkommenheit

gebracht worden ist; allein sie haben auf der andern Seite nicht nur feste Grundsätze in den Köpfen vieler Officiers erzeugt, sondern auch die Truppen zu allen Bewegungen geschickt gemacht; und da ein allgemeiner Aufklärungsgeist in der ganzen Nation herrschend war, die Nation überhaupt mit taktischen Ideen bekannt gemacht. Daher kommt es, daß, wenn die französische réguläre oder Linien-Infanterie der deutschen zwar weit nachsteht, man dennoch verwundert ist, Bataillons und Brigaden mit einer ziemlichen Ordnung sich bewegen zu sehen, die nur seit kurzem formirt, und aus bloßen Bauern und Handwerkern zusammengesetzt worden sind. Das meiste zu diesen Phänomenen tragen wahrscheinlich die Officiere bei, welche der Revolution ihr Glück zu danken haben, und von den untersten Stufen herauf gehoben worden sind. Vielleicht wendet man mir ein, daß die Franzosen ja wirklich Mangel an Officiern haben müssen, da von den alten Officiers der größte Theil emigriert ist. Ich getraue mir aber zu behaupten, daß mehr gute Köpfe zu Officiern in Frankreich zurückgeblieben, als ausgewandert sind. Wem kann der Mißbrauch unbekannt seyn, der bei der vorigen

Regierung mit Besetzung der obersten Officiersstellen im Schwunge war? Wer weiß nicht, daß es nur darauf ankam, der glückliche Sohn eines Markis oder Grafen zc. zu seyn, um im Mutterleibe schon das Brevet eines Obersten zu erhalten? Wer kann es läugnen, daß der arme, sogenannte zweite Adel, in den niedern Stufen alt und grau wurde? Aber eben diese niedern Officiers und die Unterofficiere sind es, die jetzt die taktische Maschine regieren, und dabei mit desto größerm Eifer wirken, weil sie sich durch die Revolution in glücklichen Umständen befinden, und folglich das größte Interesse haben, ihre eifrigsten Anhänger zu seyn. Diese Leute verstehen ganz gewiß besser ein Peloton, eine Compagnie, ein Bataillon zu exerciren, als eben diese Obristen oder Stabsofficiers de la première Noblesse, welche die wenigste Zeit ihres kurzen Lebens bei ihrem Regiment, die größte aber in den Wollüsten von Paris zubrachten. Man würde mir sehr Unrecht thun, wenn man mich beschuldigte, daß ich die französische Revolution vertheidige. Nichts weniger als dieses; meine eigene Lage verbietet es mir; mein Verstand und mein Herz empören sich vor dem Gedanken. — Eben so wenig will ich so

vielen würdigen, geschickten, rechtschaffenen, hohen und niedern Officieren und Edelleuten Unrecht thun, die der Freiheitschwindel und die Grausamkeit ihrer Landsleute aus Frankreich vertrieben hat, die im Elende schmachten, und auf unser Mitleiden und unsere Hülfe als Menschen gerechte Ansprüche machen können. Ich beklage sie von Herzen, und finde, daß meine deutschen Landsleute sie oft mit zu vieler Härte behandeln, und die Gastfreiheit beleidigen, die man Unglücklichen, Ausgewanderten und unschuldig Verfolgten schuldig ist. Nur kann ich das nicht gut heißen, was es nicht ist, und die vernünftige unbefangene Welt kann Mißbräuchen das Wort nicht sprechen, die in Frankreich aufs höchste gestiegen waren, in Deutschland aber, zum Glück, nur als seltene Beispiele angeführt werden können. Wäre man bei uns auf diesem unglücklichen Wege: so verlasse man ihn. Noch ist es Zeit, den Abgrund zu vermeiden, noch hat das wahre Verdienst die Erlaubniß sich zu zeigen, noch ist es nicht zum Grundsatz geworden, daß es genug sey, von einer altadlichen Mutter zu seyn, um alle Geisteskräfte zu besitzen, und die Erfahrung, diese würdige Lehrerin, entbehren zu

Können. Ich will damit nicht sagen, daß alle Stände ohne Unterschied auf höhere Beförderungen in den Armeen gleiches Recht haben sollen; dies würde nur in einem Staate nützlich seyn, wo alle Stände gleich gut gebildet sind. Der sogenannte Nahrungsstand würde bei uns zu viel verlieren, und entweder der Adel müßte ganz aufhören, oder er muß das Vorrecht zu militairischen Beförderungen haben. Nur muß er durchaus von unten auf dienen, und weder Geld noch Verwandtschaften dürfen ihm einen kürzern Weg zum Avancement bahnen. Ausgezeichnete Dienste und Genie dürfen die einzigen Mittel seyn, aus dem gewöhnlichen langsamen Avancementsgange herauszutreten. So handelte Friedrich der Große, und dies ist auch noch der Grundsatz bei der preussischen Armee unter seinem Nachfolger. Man verzeihe mir diese Digression; mein Herz ist voll, es muß sich ausschütten, und wird es in diesen Blättern noch mehrmal thun. Ich kehre zum Gegenstande zurück.

Sie sehen daraus, mein Freund, daß die französische Infanterie die elende Horde nicht ist, die sich mancher darunter denkt. Ein junger Kerl mit einem zerrissenen Rock, und dies

ist bei weitem die kleinste Zahl, aber mit Muth, mit Enthusiasmus für die Sache, die er vertheidigt, beseelt, mit einem Gewehr bewafnet, leistet eben das, und oft mehr, als der alte, gutgekleidete Krieger, der des Streitens müde ist.

Zweiter Brief

Die französische Kavallerie zeichnete sich unter der Regierung der Könige von Frankreich seit langer Zeit aus. Ihr großer Vorzug bestand in der Auswahl der Mannschaft, in dem Point d'honneur und dem Esprit de Corps, der ihr im hohen Grade eigen war. An guten Pferden hatte es in Frankreich keinen Mangel — man kaufte auch im Auslande, besonders in Deutschland, viele auf. Die Pferde der Kavallerie waren daher gut, nur war sie in Friedenszeit nicht ganz beritten. Gegenwärtig (1794) sind die Pferde ausserordentlich schlecht, weil der größte Theil der alten in den zwei ersten Feldzügen darauf gegangen, der auswärtige Einkauf größtentheils gehemmt ist, und nur sparsam geschehen kann, Frankreich selbst

aber an guten Pferden erschöpft ist. Hierzu kommt das schlechte Futter. Die Pferde sind also überhaupt jetzt im schlechtesten Zustande; die Mannschaft aber hat ihren alten Muth behalten. Da die deutsche Kavallerie ebenfalls sehr brav ist, aus gesunden starken Leuten besteht, gut exercirt und weit besser beritten ist: so hat sie einen großen Vorzug, und die französische Kavallerie wird jederzeit bei gleicher Anzahl den Kürzern ziehen. Sie sucht diese Schwäche durch eine überlegene reitende Artillerie zu ersetzen, und es ist also unumgänglich nöthig, ihr eben so viel von diesem Geschütz entgegen zu setzen, wenn man nicht alle Vortheile, die wir aus unserer überlegenen und bessern Kavallerie ziehen könnten, verlieren, und selbige endlich gar aufopfern und verderben wollen. In den vorigen Kriegen vermied man sorgfältig, die Kavallerie dem Artilleriefeuer auszusetzen, und dies war auch möglich, weil sie selbst kein Geschütz mit sich führte, bis Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege zuerst einige reitende Batterien errichtete, und sich ihrer gegen die russischen Kosacken, welche die Kanonen gar nicht vertragen konnten, mit gutem Nutzen bediente. Jetzt ist es

schwerer, die Kavallerie dem Artilleriefener zu entziehen, weil die reitende Artillerie fast bei jeder Gelegenheit die Kavallerie begleitet. Die Taktik der Kavallerie muß nothwendig dadurch eine Veränderung leiden, ob es zwar in der Hauptsache immer auf Geschwindigkeit der Bewegungen und Attaken ankommt. Das erste, worauf man zu sehen hat, ist: ob die reitende Artillerie des Feindes, die seine Kavallerie deckt, auf einem zugänglichen, freien und ebenen Terrain steht? ist dies der Fall: so säume man nicht, greife rasch an; man wird höchstens eine oder zwei Deschargen auszuhalten haben, dann ist aber die feindliche Artillerie mit ihrer Kavallerie verlohren. Es ist bekannt, daß die Wirkung der Artillerie im Verhältniß der Tiefe, Höhe und Breite des Körpers zunimmt, auf welchen sie gerichtet ist. Eine geschlossene Kavallerielinie muß also nothwendig mehr leiden, als eine mit Intervallen, die noch dabei so wenig Tiefe als möglich hätte. Was die Tiefe anlangt: so läßt sich solche bei denjenigen Armeen, welche ihre Kavallerie nur auf zwei Glieder stellen, unmöglich vermindern. In Ansehung der Intervallen aber, und der Art der Attaque — ob mit ganzer Linie

zugleich? oder in Eschequier? oder mit Esche-
lons? dies muß ich der Entscheidung erfahre-
ner Kavalleristen überlassen. Diese mögen
ein Mittel ausfindig machen, die Intervallen zu
decken. Mit Trupps, die auf 5-600 Schritte
folgen, dabei aber doch verhindern, daß der
Feind durch die Intervallen durchdringen könn-
e, scheint das leichteste und einfachste Mittel
zu seyn. Die Intervallen würden auch gut
seyn, um die Schwärmer, die der Linie vor-
gehen, zum Durchgang zu dienen, wenn sie
sich durch die Linie zurückziehen müßten.

Dritter Brief

Kein Staat in Europa hat mehr Aufmerk-
samkeit und Kosten auf die Artillerie verwendet,
als Frankreich. Es ist bekannt, daß Ludwig
der Bierzehnte der erste war, der die Ar-
tillerie sowohl bei Belagerungen, als im Felde
ansehnlich vermehrte. Ueberzeugt von dem
Nutzen einer gut eingerichteten und wohlbe-
dienten Artillerie, wurde nichts gespart, um die-
sen Waffen den möglichsten Grad der Vollkom-

menheit zu geben. Eine der besten Einrichtungen zu diesem Endzwecke waren die Artillerieschulen, in welchen nicht nur die Theorie der Wissenschaft merklich verbessert, sondern auch der praktische Theil nicht vernachlässigt wurde. Hier wurden die Verhältnisse von der Länge der Kanonen, vom Pulverz. nach richtigen mechanischen und physischen Grundsätzen bestimmt. Hier wurden die Männer gebildet, welche dem Corps roial d'Artillerie Würde und Ansehen gaben. Hier wurde alles praktisch geübt, wozu nur im Felde das Geschütz angewendet werden kann; und da die Grundsätze dieser Wissenschaft in ihrer Anwendung mit den übrigen Theilen der Kriegskunst in der genauesten Verbindung stehen: so ist es kein Wunder, wenn diese Officiers des Artilleriecorps, und selbst die unter ihnen stehenden Unterofficiere eine allgemeine Brauchbarkeit in allen Fächern des Krieges erlangten. Dies ist den jezigen Regierern Frankreichs von wesentlichem Nutzen geworden, da bekanntlich nur wenig Artilleristen emigriert sind, das Corps im Ganzen aber der Revolution eifrig anhängt. Wenn daher bei den übrigen Waffen im Anfange dieses Krieges eine große Desorganisation herrschte: so bemerkte

man dagegen gleich im ersten Feldzuge, in der Bedienung und dem Gebrauch des Geschützes keine geringe Geschicklichkeit und Entschlossenheit. Im Vertrauen auf ihr Geschütz bekam die Infanterie und Kavallerie Muth, und unter dem Schutz einer Batterie glaubte sie allen Gefahren trohen zu können. Sehr weislich benutzte der Convent diese Stimmung. Er vermehrte das schon sehr zahlreiche Geschütz besonders mit Haubitzen, ein Geschütz, welches in allen Terrains, besonders im Gebirge, vom größten Nutzen ist. Bis jetzt war die reitende Artillerie nur bei der kaiserlichen und preussischen Armee zu finden, jetzt aber führten sie die Franzosen unter dem Namen Artillerie volante auch ein, und in einer Menge, die ihrer Kavallerie ein entscheidendes Uebergewicht hätte geben müssen, wenn sie nicht, wie ich vorhin gezeigt habe, in allen übrigen Stücken der Deutschen weit nachgestanden hätte.

Da der Franzose sein ganzes Vertrauen auf Kanonen setzte: so führte er solche bei seinen Vorposten ein, und dies ist unstreitig der erste Grund seines jetzigen Muths. Bis hierher hatten die Deutschen kein oder selten nur Geschütz bei den Vorposten = Gefechten angewendet.

Die Neuheit der Sache erregte mehr Verwunderung als Nachdenken, durch welches man bald auf Mittel gekommen wäre, diese neuen Schwierigkeiten zu überwinden, Mit Unwillen gestehe ich es: anstatt zu politisiren und den Krieg zu tadeln, hätte mancher seinen Verstand besser anwenden sollen. Die Politik liegt ausser der Sphäre des Officiers. Hätten diese dagegen ihren Scharfsinn nur allein auf ihr Handwerk verwendet, hätten sie mit Beobachtungsggeist die Taktik ihres Feindes studirt, sie würden die Mittel, ihr zu begegnen, geschwinder gefunden haben. Die wahre Ursache dieser Stimmung finde ich in den Begriffen, die sich manche Anführer selbst im Anfange dieses Krieges von dem Widerstande machten, den sie zu finden glaubten. Mit 80 oder 100,000 Mann sollte Frankreich erobert werden. Dieser Gedanke hatte die Folge, daß jeder einzelne Officier und Soldat seinen Feind verachtete, und die Kräfte ihn zu überwinden darnach schätzte. Man fand es anders; und die Hoffnung des Sieges fiel im Verhältniß, als der Enthusiasmus und Muth des Feindes zunahmen. Verwunderung, Mißvergnügen traten an die Stelle der Hoffnung. Hätte man gleich die Ursachen

dieses Mißglücks mit Scharfsinn aufgesucht, die Mittel dagegen würden sich bald gezeigt haben. Es sind denkende Köpfe genug bei unsern Armeen; ob ein großer Theil aber den Eifer anwendet, der in diesem Kriege unumgänglich nöthig ist; ob nicht Trägheit die Summe der Abstraktionen merklich vermindert, die man aus diesen interessanten Erfahrungen ziehen könnte? Dies mag ein jeder beantworten, der, wie ich, die Sachen in der Nähe gesehen hat. Noch ist es Zeit! — Es ist kein Unglück, gegen welches nicht Mittel angewendet werden könnten. Der große Mann erscheint nie größer, als im Unglück, eben deswegen, weil sein Geist, reich an Erfindungen, aus dem Unglück selbst Wahrheiten und Mittel zu abstrahiren, und seinen Angelegenheiten dadurch eine bessere Wendung zu geben weiß. Noch ist wenig verloren, wenn ich den Gedanken von der Eroberung Frankreichs nicht in Rechnung bringe. Was haben die Franzosen in den Niederlanden *)? Ein Land ohne Vestungen, das ihnen
durch

*) Als der Verfasser dieses schrieb, stand die alliirte Armee in den Niederlanden an der Maaf. Unmöglich konnte er vermuthen, daß sie

durch Eine Schlacht entrißen werden kann. — In Deutschland einige Quadratmeilen, die ihnen durch die Siege des Feldmarschalls von Möllendorf und des Erbprinzen von Hohenlohe mehr Blut kosten, als sie in militairischer Rücksicht werth sind. — Keinen festen Platz. — Unsere Armeen in dem besten Zustande. Nur Muth, nur Beharrlichkeit, nur Köpfe, die in der Gefahr Mittel finden — und Deutschland hat nichts zu befürchten!

Der Gebrauch der Artillerie bei den Franzosen mußte nothwendig Veränderungen in unserer Taktik hervorbringen. Ein Beispiel wird es beweisen. Wenn nach den zeitherigen Grundsätzen die feindliche Armee angegriffen werden sollte, kamen die Vorposten des Feindes fast in keine Betrachtung. Die Avantgarden der Kos

sie über den Rhein zurückgehen würde, ohne eine Hauptschlacht zu liefern. Er getraut sich aber dennoch, so sehr auch die Lage verschieden ist, zu behaupten, daß man durch Anwendung aller vorhandenen Mittel, durch Anstrengung aller physischen und moralischen Kräfte, durch Einigkeit, dem Kriege bald eine vortheilhaftere Wendung geben, und das Verlohrne wieder erobern würde.

konnen drückten solche ohne sonderlichen Widerstand an die Hauptmacht zurück; und nur dann fieng das eigentliche Gefecht an, wenn beide Armeen auf den Kanonenschuß von einander entfernt waren. Jetzt ist es anders: die Franzosen verschanzen ihre Vorposten, wählen hierzu feste Lagen, versehen solche mit Kanonen, verstärken sie nach den Umständen, und suchen ihr Heil in dem Widerstande der Vorposten. Sie haben hierin ganz Recht, weil sie Hauptschlachten vermeiden, und wir durch diese wiederholten Vorposten-Gefechte Menschen verlieren, merklich geschwächt sind, ehe es zum Haupttreffen kommt, und endlich durch diesen wiederholten Abgang unsere Armeen aufreiben. Nothwendig müssen also Grundsätze angenommen werden, die von den bisherigen verschieden sind. Diese Art des Feindes, den Krieg zu führen, hat auch ihre sehr schwachen Seiten. Man suche sie auf, und wende sie zum Verderben des Feindes an. Ich darf nicht Alles sagen, so lange der Krieg dauert; aber verschiedene glücklich ausgeführte Unternehmungen der zwei letzten Feldzüge zeigen deutlich, wie man sich nehmen muß.

 Vierter Brief

Eine der Hauptursachen, warum die Franzosen den Krieg mit Glück führen (denn dies ist schon Glück, daß sie nicht überwunden werden), ist die vormalige gute Einrichtung ihres État-Major (General:Staabs), und ihres Ingenieurcorps. Kein Staat hat mehr Aufmerksamkeit auf diese beiden Zweige verwendet, als Frankreich seit Ludwig dem Vierzehnten. In keinem Staat hatten gute Köpfe mehr Gelegenheit sich in beiden zu bilden, als in diesem, weil in keinem überhaupt bessere Unterrichtsanstalten, weil in keinem mehr und bessere Besetzungen anzutreffen sind, und weil in keinem die Politik so geschäftig gewesen ist, diejenigen Nachrichten zu sammeln, welche zur militairischen Kenntniß des eigenen Landes, und besonders der Grenzen, nothwendig sind. Die Aufmerksamkeit schränkte sich aber nicht bloß auf die eigenen Grenzen ein; denn da Frankreich seit diesem Könige einen allgemeinen Einfluß auf alle europäischen Staaten zu behaupten suchte: so waren die Minister bemüht, die besten Nach-

richten von der militairischen Verfassung und Beschaffenheit aller Staaten zu erhalten, ließen während des Friedens Officiere in dieser Absicht reisen, schickten andere und in großer Anzahl zu denjenigen Armeen ihrer Allirten, deren militairische Verfassung nicht die beste war, selbst dann noch, wenn Frankreich an den Kriegen keinen unmittelbaren Antheil nahm, sondern nur durch Intrigue und Politik wirkte. Es konnte nicht fehlen, daß dadurch viele brauchbare Officiere für das Fach des Genies und des General-Staabs gebildet wurden; und wer ist nicht überzeugt, daß beide Zweige unentbehrlich sind, daß die Vernachlässigung des einen, die schlechte Auswahl des andern, und die Unerfahrenheit in beidem, die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen? Studiren Sie die Feldzüge der größten Feldherrn, und Sie werden finden, daß diese zwar die Seele aller großen Entwürfe und Begebenheiten waren, daß sie aber durch diejenigen Männer unterstützt wurden, die sie umgaben, und ihren General-Staab ausmachten. So half P u i s e für einem L u x e n b u r g, E s p a g n a c einem M a r s c h a l l von S a c h s e n, ihre genievollen Entwürfe ausführen. So wären L u d w i g des V i e r z e h n t e n

Kriege nicht halb so glänzend gewesen ohne einen Bauban und die von diesem großen Manne gebildeten Zöglinge.

Ein wahres Unglück war es für die Parthie des Königs, und nichts war hingegen den Demokraten vortheilhafter, als daß eben der größte Theil der Officiers vom Ingenieurkorps und vom General-Staab in Frankreich blieben, und eifrige Anhänger der Revolution wurden. Der Heilsausschuß bediente sich dieser Männer nicht nur, um die großen Entwürfe des Kriegs zu bearbeiten; sondern gab sie den Armeen zu, um den noch unerfahrenen Generalen mit ihrem Rathe beizustehen, und die mannichfaltigen Detailles der Armee zu besorgen. Wir sehen daher mit Verwunderung in den ersten Feldzügen eine kluge Benützung des Terrains, eine vortreffliche Auswahl der Stellungen und Posten, eine gute Anwendung der Feldverschanzung in der Taktik. Nur grobe Unwissenheit, und Mangel an Beobachtungsgeist kann diese letztere für überflüssig halten. Sehr unrecht würde es seyn, wenn man sich bei jeder Gelegenheit bis an die Zähne verschanzen, und wenn man die falsche Theorie langer Linien wieder anwenden wollte. Die Erfahrung hat uns

aber gelehrt, daß Verschanzungen, die den Gebrauch davon, die freie Bewegung der Truppen, nicht hindern, die uns nicht zwingen auf einem Fleck stehen zu bleiben, die uns die Wahl lassen, den Feind zu erwarten, oder auf ihn zu avanciren und los zu gehen, von dem größten Nutzen sind. Eben die zweckmäßige und nicht übertriebene Anwendung der Feldbefestigung soll das Manövriren erleichtern. Ich stehe auf einem weitläufigen Terrain, welches meine Truppen nicht ausfüllen können: die Kavallerie kann sich aber darauf frei und geschwind bewegen; ich lege an einigen mir interessanten Punkten fest geschlossene Schanzen an, besetze sie mit Infanterie und Artillerie. Der Feind muß eine oder die andere durchaus attackiren und erobern, ehe er mich angreifen kann. Ich habe meine Truppen bis auf jene Besatzung der Schanzen beisammen gehalten; ich eile mit der Kavallerie und reitenden Artillerie nach dem angegriffenen Punkt, die Infanterie folgt; ich greife den Feind selbst an, und laufe keine Gefahr, das Terrain zu verlassen, wo ich vorher stand, weil andere verschanzte Punkte es auf eine Zeitlang decken.

Ich will den Feind in seiner Position ans

greifen, die Unternehmung ist schwer, und der Ausgang ungewiß, weil Schlachten oft vom Zufall abhängen. Ich kann genöthigt seyn, vom Angriff abzustehen, der Feind verfolgt mich; wird mein Rückzug nicht besser seyn, und werden meine Truppen nicht mehr Standhaftigkeit im widrigen Zufall zeigen, wenn gewisse Punkte schon verschanzt waren, um sie aufzunehmen, ihr Mattiement zu erleichtern, und dem Feinde das Verfolgen unmöglich zu machen?

Ich stehe auf Bergen, von welchen ich durchaus nicht herunter gehen kann, ohne den Vortheil des Postens zu verlieren, wo ich den Angriff abwarten muß: der Feind kann Batterien dagegen anlegen; ich stehe am Abhang, kann die Truppen durchs Terrain nicht decken, ich mache einen Einschnitt wie ein Laufgraben, meine Kanonen können nun nicht demontirt werden, ich verliere keinen Mann durch die feindliche Kanonade, und wenn sie vier und zwanzig Stunden dauern sollte. Ich mache allenfalls noch Wolfsgruben vor diesem Einschnitt auf zweihundert Schritte. Ich schone Menschen, und verstärke den Posten — Das heißt: ich benutze Natur und Kunst zugleich.

So muß die Verschanzungskunst angewendet werden, so werden Feld-Ingenieure nothwendig. Ich getraue mir zu behaupten, daß die preußische Armee hierin im zweiten Feldzuge dieses Krieges die besten Grundsätze beobachtet hat, weil ihr Anführer, der Herzog von Braunschweig, Alles benutz, was ihn Theorie und Erfahrung in einem im Studium und Handeln zugebrachten Leben gelehrt haben, zu klug, um dem System derer, die überall schanzen wollen, zu folgen; und scharfsichtig genug, um auf das Schreien derer keine Rücksicht zu nehmen, die von Schanzen nichts wissen wollen, weil sie mit den Schanzen zugleich den Begriff verbinden, sich auf der Stelle angreifen zu lassen, und nicht angreifen zu können, und die lieber die Truppen dem Kanonenfeuer aussetzen, als sie durch einen bloßen Einschnitt zu decken.

Wir scheint es, als ob dieser Krieg für die Anwendung der Verschanzung von selbst spräche. Wie schwer ist es, die Vorposten der Franzosen zu forciren, eben weil sie diese verschanzen. Sie vertheidigen jeden Fuß breit, weil sie sich jedesmal verschanzen, und aus dem Feldkriege so zu sagen einen beständigen Bela-

gerungskrieg machen. Diese gute für Zeit und Umstände passende Anordnungen haben die Franzosen allerdings eben diesen Officiers vom General, Staab und vom Geniekorps zu danken, die mit denen der Artillerie nach gleichen Grundsätzen handeln, und folglich greifen Fortifikation, Artillerie und Taktik in einander, wie Räder in einer Maschine, deren nach Zeit und Raum berechneter Gang von diesen Eingriffen lediglich abhängt, und ohne die Mitwirkung eines einzigen Rades aufhört oder unregelmäßig wird.

Fünfter Brief

Aus dem Vorhergehenden erhellt also, daß die Infanterie der Franzosen in der Plaine weniger brauchbar ist, als im durchschnittenen Lande; daß die Kavallerie es mit der deutschen Kavallerie nicht aufnehmen kann; daß die Artillerie zahlreich, gut geübt ist, und nach richtigen taktischen Grundsätzen angewendet wird; und daß die Franzosen sehr wohl verstehen, Posten zu benutzen, und die Natur mit allem

zu verstärken, was Feldbevestigung und Kunst leisten kann. Daher sehen wir, daß sie Plaines vermeiden, den Krieg ins Gebirge und in Durchschnitene waldigte Gegenden zu spielen suchen; daß sie Hauptschlachten vermeiden, die nur in freien weiten Gegenden geliefert werden können, und alles auf Posten = Gefechte zu reduzieren suchen, sowohl wenn sie selbst angreifen, als wenn sie auf der Vertheidigung bleiben. Aus diesen wenigen Hauptsätzen müssen nun die Regeln abstrahirt werden, die wir dagegen beobachten müssen, wenn wir bei unserer bessern Disciplin, bei unserer Manövrir = Fähigkeit, und bei unserer bessern Kavallerie die Ueberlegenheit in freier Felde behaupten wollen.

Ehe ich Vorschläge hierüber wage, will ich einige Bemerkungen machen.

Man habe die besten und treuesten Truppen, die geschickteste Infanterie, die bestberittenste und exercirteste Kavallerie, eine bewegliche und vortreffliche Artillerie, den besten General in Europa an der Spitze der Armee, sein General = Staab, sein Ingenieurkorps bestehe aus den besten thätigsten Männern: diese Armee wird keine großen Thaten verrichten, wenn man ihr nicht eine gewisse Energie, einen Enthusiasmus

für die Sache, die sie vertheidigt, beizubringen weiß, der den Enthusiasmus, welcher jetzt die Franzosen beseelt, wo nicht übertrifft, doch ihm wenigstens gleichkommt. Dies müssen die Großen, die Regenten zu bewirken suchen. Ihre Sache ist es eigentlich, die wir mit Recht vertheidigen. Der Zeitpunkt ist vorbei, wo man dem Fanatismus der Freiheit den sonst eben so mächtigen Fanatismus der Religion entgegensetzen könnte. Der Aberglaube wirkt selbst auf den gemeinsten Haufen nur äußerst selten und schwach. Man spreche dem Volke noch so viel von den Banden der Gesellschaft, die durch eine der französischen ähnliche Revolution zerrissen werden, von dem dadurch entstehenden Unglücke für alle Glieder der Gesellschaft, diese Worte sind zu abstrakt, und über die Fassungskraft des Volks. In den Armeen ruht jetzt die Gewalt und Macht der Großen; von diesen müssen sie gefürchtet und angebetet seyn. Sie müssen an ihrer Spitze fechten, sie müssen die große Kunst verstehen, die Leidenschaften zu benutzen. Lassen sie ihren Officiers und Soldaten Ehre, Ruhm, gewisse Vortheile im glücklichen Ausgange des Krieges voraussehen: so werden sie ihren Muth und ihren Enthusiasmus erhöhen. Bis auf welchen

Grad kaufte ihn ein Gustav Adolph, ein Karl der Zwölfte, ein Friedrich der Große bei seinen Officiers zu erhöhen! Auch der Unterofficier und Gemeine ist des Enthusiasmus fähig. Frihe kommt! Dies war ein elektrischer Funken für den preussischen Soldat im siebenjährigen Kriege. Kaum war dieser Name ausgesprochen: so drang er durch jede Kette, durch jedes Glied, und wehe dem Feinde! Wie machte es dieser große Mann? Er hatte Beredsamkeit für das Genie und für den gebildeten Stand, wie für den Pöbel. Er war stets mit dem Soldaten, sprach mit ihm von Vaterland und von preussischen Heldenthaten. Die Soldaten waren seine Kinder; er ihr Vater. Freilich wäre es zu wünschen, daß man den Zustand des Soldaten verbessern könnte, und es ist nicht zu läugnen, daß man bei allen Armeen bemüht ist, die Verpflegung des Soldaten zu verbessern *). Verschafft dem Blessirten, nach einer guten Pflege in den Spitalern, wenn er

*) Die preussische Armee am Rhein hat dem patriotischen Eifer und der Einsicht des Ministers, Grafen von Schulenburg, in Allem, was Verpflegungs- und Lazarethanstalten betrifft, viel zu danken.

zum Dienst und zur Arbeit untüchtig bleibt, einen lebenslänglichen Unterhalt! Laßt auch den Krieger, der mit gesunden Gliedern aus dem Kriege kommt, eine fröhliche Zukunft sehen!

Eine zweite Bemerkung ist, daß der Zweck, den Enthusiasmus und den Willen des Soldaten zu erhöhen, nicht erreicht wird, wenn der Officier nicht mit gutem Beispiel vorgeht. Ein Officier, der bei Strapazen und Ungemach Unzufriedenheit zeigt; ein Officier, der den Krieg tadelt, und dadurch auf die Meinung des Soldaten wirkt, ist ein Verbrecher, so wie es der General ist, der nicht Alles anwendet, um eine solche Stimmung bei seinen Officieren zu hintertreiben.

Noch ist ein König von Preußen an der Spitze seines Heeres, noch theilt Er und seine Söhne und alle erwachsene Prinzen des preussischen Hauses Gefahren und Beschwerlichkeiten mit seinen Officieren und Soldaten, noch walt Heldenblut in den Adern der edlen Nachkommen Hohenzollers. Auch vom Hause Oesterreich zeichnen sich edle Zweige auf der Bahn der Ehre aus; und von allen Nationen ist keine wie die deutsche, wo so viele Fürsten das mühevolle Leben des Krieges den Wohlthun

ihrer Palläste vorziehen. Es wäre zum Besten aller Monarchien zu wünschen, daß ihrem Beispiele gefolgt würde, und daß alle große Herrn ihre Schaaren selbst anführen könnten. Versietet ihnen ihre Erziehung und ihr Alter sich dieser Pflicht zu entledigen, ist ihr Haupt in der Erfüllung anderer wichtigen Regierungspflichten grau geworden, oder ruhen sie auf ihren Lorbeern: so sollten wenigstens die Erben ihres Throns den für ihn streitenden Haufen begleiten. Nur wage man es nicht, wenn es ihnen an Kriegserfahrung fehlt, ihnen hohe wichtige Befehlshaberstellen in den ersten Schritten ihres kriegerischen Lebens anzuvertrauen. Gefahren aber müssen sie mit den Ihrigen theilen. Ihr Zelt muß bei ihnen aufgeschlagen seyn *). Ihre Einkünfte müssen sie mit ihnen theilen; spartanische Kost sey ihre Nahrung. Im Gefecht an ihrer Spitze die ersten, wenn sie auf den Feind losgehen. Haben sie denn zuerst die Siegesfahne aufgesteckt: so haben sie

*) In der ersten mühevollen Campaigne von 1792. campirten fast beständig der König und seine beiden Söhne, der Kronprinz und Prinz Louis, und theilten mit ihren Soldaten alle Gefahren und Beschwerlichkeiten.

auf die Achtung, auf die Liebe ihrer Unterthanen ein unwidersprechliches Recht; sie steigen höher in Ehrenstellen, in Ruhm, und eben die Krieger, die sie im Kampf bewunderten, werden ihre Rechte gegen rebellische Unterthanen vertheidigen.

So handelte Peter der Große, der Stifter des mächtigen Reichs, welches gewissermaßen die Waagschale von Europa in Händen hat. Als Kaiser, als unumschränkter Beherrscher eines despotischen Reichs, hielt er es nicht unter seiner Würde, von den untersten Stufen herauf zu dienen, in jeder die Erfahrung zu sammeln, deren Summe den wahren General ausmacht, und auf diese Art das Oberkommando und den Thron zu verdienen, der durch ihn so viel Glanz erhielt. Dieser Charakterzug ist hinreichend, den großen genievollen Mann zu schildern; denn nur diesem Betragen hatte der Kaiser seine Sicherheit, und das Reich seine Größe zu danken.

Vergebens würden unruhige Köpfe Aufbruch in Frankreich gepredigt haben, wäre Ludwig der Sechzehnte Krieger gewesen. Was hielt denn Schweden unter Karl dem Zwölften in Schranken, wenn es nicht der

Kriegerische Ruhm seines Beherrschers war. Fern sey es von mir, den Krieg zu predigen — diese Pest des menschlichen Geschlechts sey auf ewig verbannt — ich gehe zufrieden in eine Hütte, und preise die Menschen glücklich. Wer darf sich aber schmeicheln, je die Leidenschaften vom Erdboden vertilgt zu sehen, die den Menschen gegen den Menschen wafnen? Der ewige Friede ist das Hirngespinnst eines guten Menschen. Und sollte er auch ja einst möglich werden: so ist dieser Zeitpunkt jetzt entfernter als jemals, da ein Meinungskrieg entsteht, der alle Staaten zu erschüttern droht.

Sechster Brief

Der große Vorzug der deutschen Infanterie besteht in der Ordnung, in der Gewohnheit, geschlossen und in Reih und Glieder zu fechten, mit langen ungebrochenen Linien zu avanciren, während des Avancirens sich mit dieser Linie rechts oder links zu ziehen, ohne den Zusammenhang der Theile zu verlieren,

lieren, während des Marsches andere Rich-
 tungen zu geben, so, daß aus einer mit
 der feindlichen Stellung parallel gewesenem
 Richtung eine schräge Linie oder Oblique ent-
 steht, wodurch ein Flügel oder die Mitte
 an den Feind kömmt, indem der andere oder
 beide zurückbleiben und dem Gefechte entzo-
 gen werden. Ferner in der Geschicklichkeit
 sich zu brechen, Kolonnen zu formiren, mit
 denselben auf eine leichtere und geschwindere
 Art ein Terrain zu erreichen, dem Feinde
 darin zuvorzukommen, seine Flanken zu ge-
 winnen, die wahre Absicht zu verbergen und
 mit Geschwindigkeit und Genauigkeit aufzu-
 marschiren und ein oder mehrere Treffen zu
 formiren. Endlich hat die deutsche Infan-
 terie den großen Vortheil, daß sie mit ihrem
 Gewehr ungemein gut umzugehen weiß, ge-
 schwind feuert, nicht willkührlich, sondern
 auf den Befehl der Kommandeurs, folglich
 alsdann ihr Feuer mit Nutzen anbringt, wenn
 dieser Kommandeur, bei dem man Beurthei-
 lung und Erfahrung voraussetzen muß, es
 für nöthig hält. Der deutsche Infanterist
 thut also eigentlich wenig nach eigener Beur-
 theilung. Gewohnt das Kommando seiner



Officiere zu befolgen, erwartet er seinen Befehl, und dieß ist eigentlich, was unsere Feinde verächtlich zu machen suchen. Daher geben sie unsern Soldaten den schimpflichen Namen von Maschinen, Automaten &c. Man sieht aber leicht ein, daß dies nur geschieht, um ihre eigene Schwäche zu decken, um ihrer undisciplinirten, an keinen Zusammenhang gewöhnten Infanterie, in ihrer Unordnung selbst ein gewisses Zutreten einzusößen, und die Furcht zu verhindern, die nothwendig zerstreute, weder an Ordnung noch an Schluß gewöhnte Haufen überfallen muß, wenn sie geschlossene dichte Körper, bei denen weder das Terrain noch das wirksamste Artilleriefeuer eine Trennung verursachen kann, gegen sich anrücken sehen. Diese Ekelnamen dürfen uns also nicht abschrecken; wir müssen bey einer Methode bleiben, die von jeher die beste war, die von den Griechen und Römern in ihrem blühendsten Zustande, die von einem Gustav Adolph, von einem Friedrich als die beste anerkannt wurde.

Es ist indessen eine Hauptbetrachtung hierbei zu machen. Diese Bewegungen, diese Manövers, in denen die deutsche Infanterie

elnen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, können nur in Gegenden gemacht werden, die entweder ganz eben oder wenigstens nicht sehr gebirgigt, noch durchschnitten sind.

In Wäldern hilft diese Gewohnheit, geschlossen in Reih und Glied zu bleiben, nicht nur nichts, sondern ist oft schädlich. Hier, wo jeder Mann hinter einem Baume einzeln steht, oder von einem Baum zum andern laufen muß, um seinen Gegner zu umgehen, abzuschneiden, gefangen zu nehmen, wo der Officier wenig thun kann, weil er seine Mannschaft nicht übersieht, seine Stimme zu schwach ist &c. und wo jeder einzelne Mann nach eigener Beurtheilung handeln muß, hier sage ich, ist der an Reih und Glied gewöhnte Soldat weniger brauchbar als der an dergleichen Gefechte gewöhnte Franzose. Daß der kaltblütige Deutsche aber auch dazu abgerichtet werden könnte, und seinen Feind sogar übertreffen würde, daran zweifle ich nicht. Ein Beweis davon sind die preussischen Jäger, Jäger und Scharfschützen, die in Friedenszeit schon daran gewöhnt werden. Man kann ihnen die Gerechtigkeit nicht versagen,

Daß sie in dieser Art zu fechten das Möglichste gethan haben; ich bin sogar überzeugt, daß sie selbst hierin besser sind als die Franzosen, weil sie es kunstmäßiger thun, und selbst in dieser Unordnung eine gewisse Kunst und Ordnung beobachtet werden muß; die dem vom Pflug oder Werkstuhl genommenen Volontair unbekannt ist.

Mit Verwunderung haben wir daher in diesem Kriege oft gesehen, wie Hunderte von den unsrigen, Tausende von dem Feinde aufhielten. Indessen war es immer mit einem Verlust verbunden, der uns um so fühlbarer war, weil wir ihn nicht so geschwind wieder ersetzen konnten wie der Feind; endlich mußten wir aus dieser einzigen Ursache unterliegen, wenn wir nicht Mittel suchen dieser Schwäche zuvorzukommen. Das erste Mittel besteht allerdings darin, waldigte Gegenden zu vermeiden und freie offene Ebenen zu unsern Stellungen zu wählen. Außer dem Vortheil, daselbst alle Waffen gebrauchen zu können, hat es den Nutzen, daß wir hier den Buschkrieg vermeiden, und der Feind seine Tirailleurs nicht gebrauchen kann. Wer aber ein solches Terrain findet, und das gerade da

liegt, wo es liegen soll, wo dergleichen Chikanen gar nicht statt finden können; wer mit einer großen Armee diesen Satz ausführen will, der muß den Krieg in den Wüsten Arabiens oder in der Steppen der Tartaren führen, nicht aber in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. In diesen Ländern stößt man mehr oder weniger auf waldigte Gegenden. Hat auch die Armee eine Stellung in der Plaine, so sind doch ihre Flanken leicht umgangen, wenn sie nicht Korps nach jenen waldigten Gebirgen detaschirt. Der Feind läßt die Armee in der Plaine stehen, greift das Korps mit seiner ganzen Ueberlegenheit von Tirailleurs an: die Armee muß hin es zu unterstützen, oder es ist ohnfelbar verlohren, wenn nicht den ersten oder zweiten Tag, doch sicher den dritten, vierten oder fünften. Thut man es nicht, so ist man tournirt, und genöthigt, sich aus einer Stellung in die andere zu ziehen, und ein Stück Landes nach dem andern abzutreten. So richtig auch der Grundsatz ist, daß man gegen die Franzosen Wälder und Gebirge vermeiden muß; so ist er doch im strengen Verstande nicht immer zu beobachten. Es bleibt also nichts übrig,

als die Truppen so abzurichten, daß sie in allen Gegenden fechten können. Der Franzos fühlt seine Schwäche in der Plaine; er übt seine Soldaten geschlossen, in Reih und Glied, zu fechten und sich zu bewegen. Wir müssen also auch unsere Soldaten zum Krieg in Wäldern und Gebüsch besser abrichten. Zur Fertigkeit, die unsere Infanterie hat, im freien Felde zu manövriren, muß sie noch die Geschicklichkeit erlangen sich auf einmal in Wäldern und Büschen zu zerstreuen, sich schnell wieder zu sammeln, ihre vorige geschlossene Linie zu formiren, und so, nach der Verschiedenheit der Umstände und der Terrains, bald zerstreut bald geschlossen zu fechten, ohne ihre eigenthümliche Stärke im letztern zu verlieren. Beobachten wir dies mit beständiger Rücksicht auf die Wahl freier Gegenden, so würden wir dem Feinde doppelt fürchterlich werden, so würde er in den Wäldern keine Vortheile über uns erlangen, und wir würden unsere entscheidende Ueberlegenheit in der Plaine und im Manöver beibehalten.

Siebenter Brief

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe schon bewiesen, daß unsere Kavallerie weit besser als die der Franzosen ist, und ich glaube nicht, daß sie einer wesentlichen Verbesserung bedarf. Die Hauptsache ist nur, sie nie der feindlichen Artillerie ohne Noth auszusetzen, und ihr so viel Geschütz zuzugeben, daß der Feind hierin nie eine entscheidende Ueberlegenheit gewinnt, sonst ist sie bei allen ihren Vorzügen verlohren. Als der König von Preussen seine reitende Artillerie einführte, hatte er nicht die Absicht sich ihrer auf Vorposten zu bedienen: es geschah mehr um sie denen Detaschements mitzugeben, die sich schnell bewegen und forgrirte Märsche machen sollten. Die Dragoner waren hauptsächlich zu dergleichen Detaschements bestimmt: daher wurden die wenigen reitenden Batterien einigen Dragonerregimentern zugegeben. Bei der Bataille von Reichenbach in Schlessien 1762. legte sie bekanntlich ihre erste Probe ab. Der König detaschirte die einzige reitende Batterie, die er

damals hatte, zur Unterstützung des Herzogs von Bayern mit einigen Kavallerieregimentern. Da sie mit Vortheil gegen die feindliche Kavallerie angewendet wurde, die ihr keine Artillerie entgegen setzen konnte, und der preussischen Kavallerie dadurch Gelegenheit gab die Unordnung zu benutzen, die sie anrichtete; so trug sie allerdings das Meiste dazu bei, den Herzog von Bayern aus einer sehr mißlichen Lage zu reißen und die Schlacht zum Vortheil des Königs zu entscheiden. Dies Beispiel zeigt, welchen Gebrauch der König von der reitenden Artillerie machen wollte, und ob er sie zwar nachher ansehnlich vermehrte, so war ihre Bestimmung doch überhaupt die nämliche. Die Husaren blieben immer ohne Kanonen, und nur die zu ihrem Soutien bestimmten Dragoner führten solche bei Expeditionen, Fouragirungen und Rekognoscirungen, aber nicht auf Vorposten. Auch blieben die Batterien nicht unverändert bei einem Dragonerregiment; man betrachtete sie mehr als eine Reserve-Artillerie und gab sie nach den Umständen bald zu diesem bald zu jenem Regiment. Mit diesen Grundsätzen von dem Gebrauch der reitenden Artillerie fiengen

wir den Krieg gegen die Franzosen an; es zeigte sich aber bald, daß man ihr einen weitern Wirkungskreis geben mußte, wenn man die Ueberlegenheit im freien Felde behaupten und unsere Vorposten in den Stand setzen wollte, einen gewissen Grad von Widerstand zu leisten. Der Erbprinz von Hohenlohe war der erste, der sich ihrer im ersten Feldzuge mit großem Nutzen bediente, der sie den Husaren bei vielen Gelegenheiten zugab und einige Gefechte dadurch zu seinem Vortheile entschied, ohne eine einzige Kanone zu verlieren, so sehr auch diese neue Theorie damals gewagt zu seyn schien. Nachher ist es allgemein eingeführt worden, bei jedem Husarenregiment eine halbe reitende Batterie zu haben, mit der klugen Einrichtung jedoch, diesen Husaren leichte Infanterie mitzugeben, und sie dadurch in den Stand zu setzen, in jedem Terrain gebraucht zu werden und Unternehmungen zu wagen, die, ohne Vereinigung dieser Waffen, nicht hätten ausgeführt werden können.

 Achter Brief

Wendet der Feind seine größte Aufmerksamkeit auf die Artillerie; ist es wahr, daß der Gebrauch, den er davon gemacht hat, in den ersten Feldzügen des Kriegs eine unerswartete Erscheinung war, so wie, wenn ein einzelner Mensch auf einen andern zugeht, um sich mit ihm auf dem Degen zu schlagen, dieser aber außer seinem Degen noch ein Pistol aus der Tasche zieht, dem der andere ein ähnliches Gewehr nicht entgegen setzen kann; ist es ausgemacht, sage ich, daß uns diese Erscheinung schon genöthigt hat, die Taktik, besonders der Vorposten und der leichten Truppen, wo nicht umzuschaffen, doch wenigstens mit der Artillerie mehr zu verbinden, und daß die Artillerie weit nothwendiger ist als jemals: so sollte man weder Mühe noch Kosten scheuen, um der Artillerie in unsern Armeen den möglichsten Grad der Vollkommenheit zu geben. *) Diese Voll-

*) Man würde unbillig seyn, wenn man nicht gestünde, daß die Artillerie der deutschen Mächte

Kommenheit besteht in der Anzahl des Geschüzes, in seiner Beschaffenheit, in einer unerschöpflichen Menge Munition, in der Anwendung des Geschüzes, seiner Besspannung und in der Mannschaft, die es bedient.

Sehe ich zuzörderst auf die Anzahl des Geschüzes, so glaube ich, daß die deutsche Armeen überhaupt im Felde damit hinlänglich versehen sind, bis auf die reitende Artillerie, deren man nicht zu viel haben kann, und bis auf Haubizen, die ebenfalls noch vermehrt werden könnten. Dieses Geschütz ist ungemein nützlich, aber nur dann, wenn es in Menge gebraucht wird. Eine, zwei oder drei Haubizen entscheiden nichts. — Ganze Batterien aber, und wenn es nöthig ist, zwei, drei Batterien gegen einen Punkt gerichtet,

nie so gut gewesen ist als in diesem Kriege, wenn man den Artillerie-Officiers das Lob versagte, welches sie wegen ihres Muthes, ihres Diensteyfers und ihrer Geschicklichkeit verdienen. Sie haben in diesem Kriege mit der größten Auszeichnung gedient. Bei der preussischen Armee am Rhein sind wenige, die nicht den Orden erhalten haben.

wenn sonst die Umstände einen Angriff nicht unmöglich machen, sind vom größten und fast von entscheidendem Nutzen. Man erinnere sich der Affaire bei Burkersdorf in Schlessen im Jahr 1762. Was uns aber noch abgeht, ist ein hinlänglicher Vorrath, Festungs-, Belagerungs- und Feldgeschütz, als Reserve in einem Depot hinter den Armeen, um, nicht nur das im Feldzuge unbrauchbar werdende Geschütz sogleich zu ersetzen, sondern auch einen in der Geschwindigkeit besetzten Posten mit Artillerie zu versehen, oder eine Belagerung zu unternehmen, die nicht gleich in dem Plane des Feldzuges lag, sondern durch die Umstände erst nothwendig wurde. Vielleicht könnte man auch von dem eroberten feindlichen Geschütz einen bessern Gebrauch machen, wenn man einen hinlänglichen Vorrath von 8- und 16pfündigen Kugeln gießen und die nöthigen Patronen machen ließ.

Man sage nicht, daß man die Munition in den Gefechten schonen müsse, weil wir nicht Patronen genug haben, um das Feuer des Feindes zu beantworten. Man muß gestehen, daß es eine traurige Sache wäre, Krieg zu führen, ohne sich seiner Waffen

bedienen zu können. Man hat sich in zwei Feldzügen überzeugen müssen, daß die Artillerie in diesem Kriege mehr als in keinem der vorhergehenden gebraucht wird, und daß die Franzosen sich ihrer mit dem größten Nutzen bedienen. Nothwendig müssen wir dem Feinde eine gleiche Anzahl Geschütz entgegen setzen und nie darf der Mangel an Munition ihren Gebrauch verhindern.

Es können nur zwei Ursachen statt finden, warum es uns an Munition fehlen sollte: entweder man sucht dabei eine Ersparniß, oder man benützt nicht alle Mittel sich selbige zu verschaffen. Das erste ist höchst unwahrscheinlich, weil diese Ersparniß mit dem Kostenaufwande des ganzen Kriegs in keinem Verhältniß steht.

Da dieser Krieg mit Recht der Kanonenkrieg genannt werden kann, so ist es kein Wunder, wenn er viel Artilleristen kostet. Man kann daher auf die Completirung der Artilleriemannschaft nicht Aufmerksamkeit genug verwenden, und ich sehe hierbei keine große Schwierigkeit. Es sind hier nur Leute nöthig, die die Kanone zu bedienen wissen, und wenn bei jeder Kanone nur Ein alter

Artillerist bleibt, um sie zu richten, so können alle übrigen zur Bedienung nöthigen Leute in kurzer Zeit abgerichtet werden. Nur muß man den letzten Zeitpunkt nicht abwarten. Man bestimme gewisse Orte, wo die Depotmannschaft der Artillerie gesammelt und exercirt werde; man complettire aus diesem Depots die Artilleriemannschaft während des Feldzuges; man ersetze diesen Abgang im Depot sogleich durch neue Mannschaft, die wieder exercirt wird; so kann es nie fehlen.

Die nämliche Sorgfalt muß auch zum beständigen Ersatz der Bespannung angewendet werden. Es muß ein beständiges Hauptdepot mit Zugpferden hinter den Armeen bleiben, und aus diesem, wenn sich die Armee bewegt, ein sogenanntes fliegendes Depot folgen, von welchem der augenblickliche Abgang ersetzt wird.

Fehlt es an nichts; hat man Geschütz genug, Munizion im Ueberfluß, Mannschaft, Pferde &c. so entsteht nun die Hauptfrage, wie ist die Artillerie in diesem Kriege am besten anzuwenden? Da ich kein Lehrgebäude schreibe, so lasse ich mich in das Detail nicht ein. Ich untersuche nicht, ob es

bei Märschen besser ist, mit der Artillerie besondere Kolonnen zu formiren oder diese in die Infanterie einzutheilen: ob es besser ist die Batterien in der Position aufzufahren, oder in einem Park zusammen zu lassen. Beides kann in verschiedenen Umständen und Fällen statt finden. Ich begnüge mich die Frage nur auf zwei Fälle einzuschränken, und zwar erstlich in Rücksicht auf den Dienst der leichten Truppen, und zweitens auf Hauptgefechte und Schlachten.

Ob die leichten Truppen Geschütz führen sollen oder nicht; hiervon kann die Frage nicht mehr seyn, seitdem die Franzosen die Artillerie bei allen Gefechten und selbst bei Kavallerie-Scharmützeln angewendet und uns gewissermassen gezwungen haben, ihnen dergleichen entgegen zu sehen. Wie man aber den Feind hierin übertreffen könne? dies ist die Frage. Bei dem Geschütz, welches leichte Truppen führen, sind zwei Sachen nothwendig, Wirkung und Beweglichkeit. Die Wirkung eines Geschüzes nimmt mit seinem Kaliber zu: daher schießt der Dreyßpfünder nicht so weit als der Sechßpfünder, dieser hingegen nicht so weit als der zwölfß

pfünder. Kanonen von kleinem Kaliber sind also nur da von Nutzen, wo man größere durchaus nicht anwenden kann, weil man mit der Artillerie auf großen Entfernungen schaden muß und man nothwendig verliert, wenn der Feind sein Geschütz mit Wirkung in einer größern Entfernung gebrauchen kann. Man würde daher Unrecht haben den leichten Truppen leichtere Kanonen als Drei- und Sechspfünder geben zu wollen, und ich glaube, daß selbst die Dreispfünder zu entbehren sind, wenn nur die Sechspfünder so bespannt werden, daß man sie leicht und eben so gut bewegen kann als jene. Eine Ersparniß an Pferden darf man durchaus nicht in Anschlag bringen, wenn es darauf ankommt, zu siegen, oder geschlagen zu werden, und wenn man durch Anwendung aller Mittel einen Krieg in zwei oder drei Feldzügen beenden kann, der außerdem vier, fünf und mehrere Jahre dauern würde. Nach diesem Grundsatz fallen also alle die sinnreichen Erfindungen von einpfündigen, zweipfündigen und einspannigen Kanonen weg, welche die Speculation im Frieden und unter andern Ausichten erfand. Darauf aber kommt es an, wie man Sechspfünder

pfänder auf einen Berg heraufbringen könne, dessen steile Abdachung es unmöglich macht, ihn mit Pferden herauf zu ziehen. Auch hierzu giebt die Mechanik Mittel an die Hand. Es ist bekannt, daß man Kanonen vermittelst sehr einfacher Winden einen steilen Berg hinaufwinden kann *). Man kann auch, um auf große Distanzen in Gebirgen zu marschiren, die Kanonen auseinander nehmen, die Stücke durch Pferde tragen lassen, und an dem Orte, wo sie gebraucht werden sollen, wieder zusammen setzen. So wird die Artillerie in den Alpen und piemontesischen Gebirgen transportirt. Da die Franzosen den Krieg oft in den Alpen geführt, und gewiß auf Mittel gedacht haben, diesen Transport zu erleichtern: so ist es kein Wunder, wenn wir sehen, daß sie von ihrem Geschütz im Gebirge einen guten Gebrauch zu machen wissen, und Kanonen auf Berge bringen, wo man glaubte, daß keine ohne vorherige lange Arbeit, heraufgebracht werden könnte. Ich bin überzeugt, daß auch bei uns sinnreiche Köpfe, während des Friedens, über diesen Gebrauch der Artillerie manchen guten Gedanken gehabt haben,

*) Man lese hierüber Scharnhorst.

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

man hat in diesem Kriege aber noch keinen Gebrauch davon gemacht. Das Geschütz ist bei vielen Gelegenheiten den leichten Truppen von größtem Nutzen. Greift man an, so machen diese Truppen die Avantgarde, forciren durch Hülfe ihrer Artillerie geschwinder und leichter die Vorposten des Feindes, und verhindern, daß der Marsch der Armee nicht aufgehalten wird, bis man die stärkern feindlichen Posten erreicht hat, wo ein stärkerer Widerstand auch stärkere Angriffsmittel nothwendig macht. Bei der Vertheidigung hingegen geben sie unsern Vorposten eine gewisse Festigkeit, die sie in den Stand setzen, die Avertissensposten und Patrouillen weiter zu poussiren, den Feind so lange aufzuhalten, bis die nöthigen Maaßregeln genommen sind, um dem angreifenden Feinde selbst entgegen zu gehen, oder ihn gehörig zu empfangen. Nur sollte bei leichten Truppen die Einrichtung getroffen werden, daß ihnen das Geschütz aus dem Park nur dann zu gegeben werde, wenn sie es benöthigt sind. Denn man kann nicht läugnen, daß auch häufige Gelegenheiten vorkommen, wo es ihnen lästig ist.

Schon oben habe ich gesagt, daß die Artils

lerie bei Hauptschlachten nicht entscheidet, und ich glaube nicht, daß Leute von Erfahrung mir widersprechen werden. Zwar spreche ich der Artillerie ihren großen Nutzen dabei nicht ab; sie kann und wird das ihrige zum Gewinn einer Schlacht beitragen. Es läßt sich sehr denken, daß in einer Schlacht der Theil, der mehr Geschütz hat, es besser anzuwenden und zu bedienen weiß, dessen Artillerie beweglicher ist, und dessen Artillerieofficiere mehr Erfahrung haben, einen großen Vortheil über den andern hat, der, gut benützt, von den größten Folgen seyn kann. Nur entscheidet das Geschütz nicht, weil es bei Schlachten nicht, wie bei kleinen Gefechten, auf Schonung der Menschen ankommt. Bei jenen wird ein wichtiger Endzweck erzielt, der auf den Feldzug einen entscheidenden Einfluß hat; es kommt darauf an, das Schlachtfeld durchaus zu behaupten. Beide Theile berechnen hier weniger den Verlust an Menschen, und überdies hat sich derjenige, der sich angreifen läßt, durch Einschnitte und durch die Stellung seiner Truppen, so wenig als möglich dem Artilleriefeuer auszusetzen. Der Angreifende hingegen darf sich aufs lange Kanoniren nicht einlassen. Hat er durch gut angebrachte Batte-

D 2

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

riegen den Aufmarsch seiner Kolonnen, und die Bewegungen zur Disposition der Attake gedeckt: so muß er, so bald dies geschehen ist, die Attake vornehmen, und es ist ausgemacht, daß, je weniger Zeit er dazu verwendet, desto weniger Menschen wird es ihn kosten. Dies hindert nicht, daß große Batterien von schwerem Geschütz auf gewissen Punkten, die durch die Attake selbst nicht maskirt werden, von großem Nutzen sind, und den Angriff vortrefflich unterstützen und erleichtern können; indessen entscheidet doch das kleine Gewehrfeuer, das Bajonet, die Entschlossenheit und Disciplin der Truppen, Infanterie und Kavallerie. Die Erfahrung aller Zeiten spricht für die Sache. — Allein die Artillerie ist dabei doch unumgänglich nöthig; das Geschütz muß folgen können, sonst kann eine Armee geschlagen seyn, die außerdem gesiegt hätte. Die feindlichen Stellungen, die man angreift, bestehen meistens aus verschiedenen Posten, die nicht auf einmal, sondern nach und nach weggenommen werden müssen. Es gelingt uns, einen Posten zu erobern: die Truppen sind vom gefundenen Widerstande ermüdet; Mangel an Kräften, und neue Hindernisse beim Angriff des zweiten Po-

stens nöthigen einen Halt zu machen. Man würde zu viel verlieren, sich vielleicht die errungenen Vortheile wieder aus den Händen gerissen sehen, wenn man einen Grund unter feindlichem Kartätschen- und kleinem Gewehrfeuer passieren müßte. Man kann aber den Feind durch unser eigenes Artilleriefeuer zwingen, oder die neue Attaque dadurch protegiren. — Die Artillerie muß also im Gefechte folgen können, wenn man ähnliche Auftritte zu besorgen hat. Die Anwendung der Artillerie bei Schlachten, wo man angreift, schränkt sich, meines Erachtens, daher auf drey Sachen ein.

Erstlich die Batterien auf dem Marsche so einzutheilen, daß man selbige gleich gebrauchen kann, wenn man mit den Teten der Kolonnen ankommt, um ihren Aufmarsch und die Disposition zum Angriff zu decken. Sie müssen also in hinlänglicher Anzahl an der Tete der Kolonnen seyn.

Zweitens müssen Hauptbatterien von schwerem Kaliber auf gewissen Punkten unbeweglich bleiben, um den Angriff zu unterstützen, und nicht nur den Punkt zu beschießen, der angegriffen werden soll, sondern auch andere nicht angegriffene Punkte en Échec zu halten.

Drittens müssen andere leichtere Batterien, und besonders die Bataillonsstücke, beim Angriff folgen, und nicht zurückbleiben; oder wenn sie an manchen Orten, wegen Beschwerlichkeit des Terrains, nicht immer folgen können, durch geschwind zu suchende Umwege oder andere Anstalten, als Reparatur eines Weges, Durchstechung eines Grabens, Schlagung einer kleinen Brücke, nachzukommen suchen.

Bei der Vertheidigung eines Postens ist die Artillerie noch nöthiger. Hier hat man gemeinlich die Zeit gehabt, sein Geschütz mit dem größten Vortheil zu placiren, so, daß kein Theil des Terrains unbestrichen ist. Der Artillerieofficier hat seine Distancen gemessen; er weiß genau den Punkt, wo er anfangen kann mit Wirkung zu schießen; in welchem Punkt der Feind ankommen muß, um das Kartätschenfeuer anzuwenden. Dieses gut angebrachte Feuer kann in dem anrückenden Feinde Unordnung hervorbringen; ist Kavallerie bei der Hand, um diese zu benutzen, so hängt oft der Sieg davon ab. Aber nicht die Artillerie allein würde ihn entschieden haben. Hätte die Kavallerie den günstigen Augenblick versäumt, bringt der Feind seine Truppen wieder in Ordnung, läßt

er frische Attaken nachrücken: so wird er endlich doch, ob zwar nach vielem Verlust, die Batterien und das Terrain erobern.

Neunter Brief

Sie können, werthester Freund, aus meinen vorhergehenden Briefen urtheilen, was die französische Armee eigentlich ist, durch was sie sich von den deutschen Armeen unterscheidet, und worin die Vortheile der letztern bestehen. Werden diese gehörig benutzt: so bin ich überzeugt, daß wir die Ueberlegenheit im freien Felde behaupten können, ohngeachtet jene, nemlich die französische Armee, die unsrigen in der Anzahl übertrifft, so oft der Convent die Menschen aufbietet, die ihm zu Gebote stehen, und welche die Guillotine zu Soldaten macht. Ich bin in dieser Untersuchung völlig unparteiisch gewesen; ich habe, so oft ich die Feder ergriff, zu vergessen gesucht, daß ich mit Leib und Seele gegen die Störer der Ruhe und des Friedens, gegen die Feinde des öffentlichen Glücks streite; daß ich die Grundsätze hasse,

welche den glücklichsten, den gebildetsten Staat in Europa zu Grunde richten, und alle übrige Staaten in Europa in eben die bedauernswürdige anarchische Lage setzen würden, wenn sie bei uns Platz fänden, und nicht die zweckmäßigsten Mittel angewendet würden, ihre gefährliche Ausbreitung zu verhindern. Das Vorurtheil war von jeher die mächtigste Feindin der Vernunft und der Wahrheit. Man kann die empörenden Handlungen einer Nation hassen, die gegen alle moralische und politische Ordnung auftritt, die alle Bande der Gesellschaft zerreißen will. Man kann und muß dieser Nation einen unversöhnlichen Krieg ankündigen; aber man wird diesen Krieg nicht glücklich führen, man wird die drohende Gefahr vermehren und nicht heben, wenn uns die Leidenschaft verblendet, und wenn wir die Vernunft ihres Einflusses berauben. Es ist eine alte Soldaten-Regel: Man muß seinen Feind nicht verachten — sie ist zum Sprichwort geworden, und der aufmerksame Beobachter überzeugt sich bald, wie wahr und richtig sie ist. Ich habe sie vor Augen gehabt, indem ich das Charakteristische der Militärverfassung der Franzosen, und der Art den Krieg zu führen, untersuchte. Sie hat

mich aber auch für meine eigene Parthei nicht blind gemacht; ich bin vielmehr von unsern Vorzügen noch mehr überzeugt worden. Begebenheiten, die mich, wie Sie, mein Freund, ohne diese Untersuchungen in Erstaunen gesetzt, und endlich kleinmüthig gemacht hätten, rühren mich nicht mehr als sie sollen. Ich sehe noch keine gegründete Ursache zur Furcht. Ueberzeugt, daß wir nicht die Hälfte der Kräfte angewendet, die wir in Händen haben, daß wir doch ohne innere Unruhen Frankreich nicht erobern können, daß Anarchie und Partheigeist unsere besten Allirten sind, erwarte ich getrost den Zeitpunkt, wo das auf einem schlechten Grund ruhende schwankende Gebäude der jezigen französischen Staatsverfassung in sich selbst zusammenfallen wird. Wir können aber in den Umsturz mit hingerissen werden, wenn wir uns der Schlassucht überlassen, wenn wir nicht Kraft, Mannskraft zeigen, wenn Wohlthust und Trägheit unsern Verstand benebeln, und unsern Arm erschaffen; wenn Zwietracht uns trennt, und sich mit dem Feinde zu unserm Untergange gesellt.

Dies, mein Freund, ist mein Glaubensbekenntniß bei einem Kampfe, der den Zeitpunkt,

in dem wir leben, für alle Zeiten merkwürdig macht. Mit diesen Gesinnungen, mit dieser Ueberzeugung untersuchte ich so kaltblütig als möglich. Es sind keine Hypothesen, die ich aufzeichne, es sind Erfahrungen. Bis jetzt habe ich jede Waffe einzeln untersucht. Lassen Sie uns nun einen Blick auf die Anwendung dieser Waffen, auf die höhere Taktik werfen.

Man muß gegen die Franzosen drei Hauptregeln beobachten. Die erste ist: die Gebirge, Wälder und durchschnittenen Gegenden zu vermeiden, und die Plaine zu suchen. Zweitens muß man die Vorposten-Gefechte in buschichten Gegenden vermeiden, welche in starke und lange Engagements verwickeln, und es vielmehr auf Hauptschlachten ankommen lassen, wo man den Sieg verfolgen kann. Man muß sich drittens weder beim Vertheidigungs- noch beim Angriffs-Krieg in zu viele kleine Korps theilen, sondern vielmehr starke Massen beisammen halten, um nicht einzeln geschlagen zu werden.

Diese wenigen Grundsätze scheinen beim ersten Anblick sehr einfach und leicht; sie enthalten aber den höchsten Grad der Kunst. Sie sind nicht so leicht zu beobachten, als man glaubt; es finden sich bei der Ausführung oft große

Schwierigkeiten: sie sind aber die Folge der Erfahrung, und des auf selbige gegründeten Raisonnements. Ich will sie nun deutlicher auseinander setzen.

Daß man Gebirge, Wälder, durchschnittene Gegenden vermeiden, und die Ebene suchen müsse, gründet sich auf die Vorzüge unserer Manövrierkunst, auf die Stärke und Vorzüge unserer Kavallerie, auf Nationalcharakter, im Gegensatz der Vortheile, welche die französische Infanterie in zerstreuten Gefechten, in Wäldern und Gebüsch hat, des französischen Nationalcharakters, der zu hitzigen Postengefechten aufgelegt ist, als zu langsamen großen Bewegungen in der Plaine, wo nicht der Geist des einzeln im Gliede stehenden Soldaten entscheidet, wo dieser mehr Maschine ist, und der Geist der Anführer wirkt; und endlich im Gegensatz der schlechten französischen Kavallerie. Die Regel ist daher unwidersprechlich richtig, aber nicht so leicht auszuführen, als man denkt, weil man die Gebirge nicht immer vermeiden kann, weil die Natur an Gebirgen, Wäldern und Defileen da reich ist, wo wir entweder in Frankreich eindringen, die Belagerung einer Festung decken, oder unser eigenes Land ver-

theidigen müssen. Der Feldzug von 1793 beweist die Schwierigkeit beim Angriff; der jetzige von 1794 die Schwierigkeit bei der Vertheidigung. Es ist sehr leicht gesagt, daß man die Franzosen selbst angreifen, und den Angriff nicht abwarten müsse; aber es ist schwer und oft unmöglich, diesen an sich guten Grundsatz zu befolgen. Man entschließt sich zum Angriff; diese oder jene Festung soll belagert werden; man schlägt die Armee, welche diese Festung deckte, schließt die Festung ein; man verfolgt den geschlagenen Feind mit einer Observationsarmee, und endlich muß man doch vom Verfolgen abstehen; man läßt andere Festungen in den Flanken hinter sich; unsere Kommunikationen wären verlohren, wenn wir weiter vorgehen. Nun tritt die Vertheidigung an die Stelle des Angriffs; es werden feste Stellungen gewählt, um die Belagerung zu decken. Die Festung ist stark, vom Vater der Ingenieure angelegt, sie ist eines dreimonatlichen Widerstandes fähig; der Feind hat Zeit, sich von seiner Niederlage zu erholen, seine Armee zu verstärken; er tritt mit neuen Kräften in den Angriff; wir mußten uns in verschiedene kleine Korps theilen, um eine große Circumvalation

zu decken; ein Theil davon ist in der Plaine, ein großer aber, und fast der größte, in Gebirgen und Wäldern. Der Feind läßt uns in der Plaine stehen, oder beschäftigt uns nur durch Scheinangriffe; im Gebirge aber sammelt er seine Macht, maskirt seine Bewegungen, bedroht alle Punkte, greift mehrere mit Nachdruck zugleich an: er wird an allen zugleich zurückgeschlagen; er erneuert seine Angriffe, weil die Furcht der Guillotine den einen, der Enthusiasmus der falschen Freiheit, die Hoffnung der Belohnungen und des zu erwartenden Ueberflusses, den andern beseelt; er ermüdet endlich den muthvollsten, besten unserer Soldaten; ermattet, erschöpft unterliegt dieser endlich. Regen begünstigen einen abermaligen concentrirten Angriff; nur in dem glücklichen Erfolge dieses neuen Versuchs sieht der Feind das Ende seiner Mühseligkeiten. Verzweiflung und Brandwein vermehren seine augenblicklichen Kräfte: er bricht durch. Die Circumvallation ist durchbrochen; von beiden Seiten des verlohrenen Postens rücken wir wieder gegen den siegenden Feind; wir winden ihm die Lorbeere aus den Händen, und gewinnen den verlohrenen Posten wieder. Die feindlichen Angriffe er-

neuern sich; wir schmelzen durch die täglichen Gefechte; die üble Witterung des Herbstes tritt vielleicht ein; ein abermaliger stärkerer Angriff beraubt uns wieder eines Postens; der Feind sah den beim ersten Angriff gemachten Fehler ein; er greift die nächsten Posten mit an, hält sie so fest, daß sie keine Unterstüzungen abschicken können. Endlich müssen wir unsere Circumvallation verlassen. Wir ziehen zwar eine engere, vielleicht bessere; aber der Muth des Feindes vermehrt sich, die Kräfte unserer Soldaten mindern sich in eben dem Grade; wir dürfen neue Angriffe nicht abwarten, um nicht die ganze Armee aufzuopfern. Wir geben endlich die Belagerung auf, und ziehen nach unserer Grenze zurück.

Dies ist ein kurzes aber wahres Bild der Blockade von Landau und ihres Entsatzes. Ich biete einen jeden Terrainkundigen auf, ob man eine Circumvallation um Landau ziehen kann, ohne sich mit einem großen Theil der Armee dem Gebirgskriege auszusetzen? Zwar bin ich überzeugt, daß man eine kürzere Position zur Deckung der Belagerung wählen könnte, als die damalige war; zwar könnte man sich des Ausgangs durch Anwendung stärkerer Armeen

mit mehrerer Wahrscheinlichkeit versichern, und hierzu muß man sich entschließen, oder auf Eroberungen Verzicht thun. Man kann jedoch unter keiner Voraussetzung das Gebirge vermeiden. Ich führe dieses Beispiel nur an, um den Satz zu beweisen, daß die Regel: das Gebirge zu vermeiden, so gut und richtig sie ist, daß der Grundsatz: sich nicht angreifen zu lassen, so wahr er ist, dennoch Ausnahmen in einem Lande leidet, welches durch Hauptgebirge durchschnitten ist. Meine Absicht ist nicht, über jene wichtige, für jeden Officier so interessante Begebenheiten kritische Betrachtungen anzustellen.

Die Materie ist bei weitem nicht erschöpft, obzwar darüber schon manche gute Schrift erschienen ist, worunter ich die kurze Uebersicht des gedachten Feldzuges vorzüglich rechne.

Der Herzog von Braunschweig, dessen Scharfsinn gleich im ersten Feldzuge die Folgen dieses Krieges entdeckte, und der zur Deckung der Belagerung von Mainz an der Selze bleiben, und nicht bis Kaiserslautern und Edighofen vorgehen wollte, just, weil er eine engere Circumvalation vorzog, just, weil er den Posten- und Gebirgskrieg vermeiden woll-

te — dieser Feldherr, sage ich, würde bei der Belagerung oder Blockade von Landau gewiß das Gebirge vermieden haben, wenn es in seiner Gewalt gewesen wäre.

Mit Saarlouis würde es der nemliche Fall seyn, und ich behaupte schlechterdings, daß diese Belagerung, schon aus dem Gründe, noch mehrern Schwierigkeiten unterworfen ist, ohne die unzähligen andern zu erwehnen, die dabei eintreten würden. Man kann diese Belagerung nicht unternehmen, ohne das nemliche vogessische Gebirge, welches Lothringen von Elßas trennt, zu besetzen, ohne die Kommunikation mit dem Korps, welches hierzu bestimmt ist, zu sichern, ohne die Plaine am Rhein zu decken, und ohne die durch Landau schon sehr erschwerte Kommunikation mit der am Rhein stehenden Armee zu unterhalten. Es ist also offenbar, daß der größte Theil der zur Deckung der Belagerung bestimmten Armee im Gebirge stehen, und den Gebirgskrieg während der ganzen Belagerung zu führen haben würde.

Dies ist beim Angriff. Beim Vertheidigungskrieg finden sich nicht weniger Schwierigkeiten die Gebirge zu vermeiden. Denn da das vogessische Gebirge sich mit dem Hundsrücken,
dieser

dieser aber mit der Eifel sich verbindet: so muß dieses Gebirge unumgänglich besetzt seyn, wenn man die Kommunikation zwischen der Armee, welche in den Niederlanden oder an der Maas steht, und der Armee, welche Mainz deckt, sichern, und das linke Ufer vom Rhein behaupten will. Wir haben indessen in der Wahl der Posten mehr Freiheit, als beim Angriffskrieg, wo man durchaus die Belagerung einer Festung decken muß. Wir können unsere Vertheidigungslinie mehr abkürzen, wir können zur Noth die Plaine bis Mainz abtreten, uns begnügen ein kleines Korps unter den Kanonen dieser Festung zu lassen, die größte Masse unserer Truppen aber in die Gebirge concentriren, sonach die Gebirgsposten besser besetzen, und den Chikanenkrieg mit mehrerm Vortheil führen. Auch wäre es nicht unmöglich beim Vertheidigungskrieg, sich bloß auf die Plaine einzuschränken, ohne das Gebirge zu besetzen, wie ich solches besser unten durch ein Beispiel in einem andern Briefe zu beweisen suche.

Man kann den Satz, daß wir die Plainen in dem Kriege gegen die Franzosen suchen müssen, sehr weit ausdehnen; und ich glaube sogar, daß man von der gewöhnlichen Regel;

die Defileen zu vermeiden, abgehen könnte. Man pflegt nemlich selbst in dem Lande, welches als Plaine betrachtet werden kann, aber aber mit kleinen Bächen und zugänglichen Ravins durchschnitten ist, diese Bäche und Ravins vor der Front zu nehmen, und postirt die Artillerie und Truppen dergestalt, daß man den Bach und den Grund völlig einzieht, und durch flankirende und Frontalfeuer beschießt. Dadurch zwingt man den Feind, unter unserm Feuer den Grund zu passiren. Wäre dieser Bach oder Grund morastig, könnte man ihn inundiren, und den Uebergang auf wenige schmale Stellen einschränken: so bleibe man auch gegen die Franzosen bei dieser Regel, der keine gesunde Vernunft widersprechen kann. Könnte der Feind aber an vielen Orten zugleich übergehen, wäre der Grund trocken und so schmal, daß die feindlichen Batterien die diesseitigen zur Vertheidigung aufgestellten Truppen erreichen könnten: so lasse man ihn das Defilee passiren, und erwarte ihn rückwärts in der Ebene, und zwar in solcher Entfernung, daß er seine Batterien diesseits auffahren müßte, um uns zu schaden. Man sieht offenbar, daß dies das einzige Mittel ist, einen entschei-

denden Sieg zu erfechten, und dessen Folgen zu benutzen.

Zehnter Brief

Die zweite Hauptregel, die man gegen die Franzosen, wie sie dermalen sind, beobachten muß, ist: die Vorposten=Gefechte zu vermeiden, welche in lange Engagements verwickeln können. Diese Regel findet indessen in der Ebene nicht statt, denn hier wäre nichts vortheilhafter für uns, als daß der Feind sich in Gefechte einlassen wollte. Die Ueberlegenheit unserer Kavallerie würde uns hier jederzeit den glücklichsten Erfolg sichern. Im durchschnittenen Lande hingegen ziehen wir bei diesen Chikanen in die Länge immer den Kürzern. Die Franzosen vermeiden Hauptschlachten, und suchen uns vielmehr durch öftere Posten=Gefechte zu schwächen. Der Schwarm ihrer Tirailleurs, ihre zahlreiche Artillerie, ist ihnen hierbei vom größten Nutzen. Sie, die Franzosen, verlieren bei diesen Gefechten ihre schlechtesten Soldaten, die Volontairs, welche erst vom Pflug oder vom

Handwerksstuhl genommen sind, und nicht in Reih und Glied fechten können. — Wir hingegen opfern dabei unsere sichersten und besten Soldaten auf, nemlich die Jäger und Scharfschützen, und unsere Kavallerie bleibt unthätig. Das übelste ist, daß der Feind uns durch diese wiederholten Gefechte, besonders in der übeln Jahreszeit, ohne eine Bataille zu liefern, zu Grunde richtet. Denn, da man die wahre Absicht des Feindes bei solchen Angriffen nicht wissen kann, so hält er unsere Armee beständig unter dem Gewehr, und wiederholt seine Angriffe täglich und so oft und so lange, bis die Kräfte unserer Soldaten erschöpft sind. Er kann bei dieser Art des Krieges dreierlei Endzwecke haben, entweder, er will an dem Orte durchbrechen, wo er diese Angriffe wiederholt, und dann versucht er einen Hauptangriff in dem Augenblick, als er merkt oder voraussetzen kann, daß wir durch diese anhaltenden Gefechte entkräftet sind. Oder, er will uns bloß auf einer Seite en Échec halten, indem er auf einer andern durchzubrechen sucht. Wer im Kriege die Kunst nicht versteht, Scheinangriffe von den wahren zu unterscheiden, muß nothwendig unterliegen, weil er seine Kräfte nicht gebrauchen

fann. Es sind nur zwei Mittel, diese falschen Angriffe zu unterscheiden: entweder, wenn man selbst dem Feinde mit einer verhältnismäßigen Macht mit Nachdruck auf den Hals geht, dadurch seine wahre Stärke und Contenance entdeckt; oder, wenn man die Vorposten bei Zeiten zurückzieht, und den Feind anrücken läßt. Beide Mittel können nach den Umständen angewendet werden, je nachdem das Terrain und andere Verhältnisse es erlauben. Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit haben, von den Fällen zu sprechen, in welchen das erste Mittel vorzüglich anzuwenden ist: diesmal bleibe ich bei dem zweiten stehen. Es ist offenbar, daß wenn der Feind die Vorposten nicht lebhaft verfolgt, wenn er sich nicht getraut gegen meine concentrirt stehende Armee oder Korps anzurücken, und den Angriff fortzusetzen, er schwächer seyn muß als ich, oder die Absicht, mich ernstlich anzugreifen, nicht gehabt hat. Ich kann also nunmehr ohne Gefahr detaschiren, und die Posten oder Korps unterstützen, die mit einem wahren Angriffe bedroht sind.

Hat der Feind bei diesen Angriffen nur die Absicht uns zu schwächen und zu ermüden: so verfehlt er solche, wenn die Vorposten sich in

keine Scharmützel einlassen, sondern bei Zeiten auf das Gros zurückziehen: entweder er muß alsdann unberichteter Sache zurückgehen, oder sich in ein Haupttreffen einlassen, und dies ist ja eben was man wünscht. Ich sehe hierbei keine Gefahr. Denn ist das Lager ohnweit dem Champ de Bataille genommen, so wie es nach den gesunden Regeln der Lagerkunst genommen werden soll; stehen die Batterien auf den vorspringenden dominirenden Punkten des Schlachtfeldes; hat man das Schlachtfeld so gewählt, daß man wenigstens auf 3000 Schritte das Terrain vor der Front entdecken, und in den Flanken nicht umgangen werden kann, ohne wenigstens noch zweckmäßige Bewegungen in Zeiten machen zu können: so sehe ich gar keine Gefahr bei diesen Maaßregeln. Man lasse den Feind die Vorposten alle Tage repousiren. Diese ziehen sich unter dem Schutze der Batterien oder einiger verschanzten Avantposten zurück. Die Armee braucht nur eine Viertelstunde, um auf dem Schlachtfelde aufmarschirt zu stehen. Es wird festgesetzt, daß so oft der Feind die Vorposten drückt, sogleich von jeder Brigade ein Bataillon ausrückt; das übrige ist nur angezogen, und kann indessen kochen und

essen. Bald wird es sich zeigen, ob der Feind so stark ist, daß die ganze Armee ausrücken muß. Nur dann wird die schwere Bagage zurückgeschickt, die Zelterpferde und die Pferde, welche die Casserols tragen, bleiben aber noch, bis es gar keinem Zweifel unterworfen ist, daß es zu einem allgemeinen Hauptangriff kommen wird. Durch eine solche Disposition vermeidet man zwei große Uebel: man opfert nicht Leute ohne wesentlichen Nutzen auf, und bleibt nicht drei, vier und oft mehrere Tage hintereinander in einer beständigen Ungewißheit, ob man angegriffen wird oder nicht, ohne Equipage, Zelter, und ohne daß der Soldat kochen kann. Mit wahren Jammer habe ich die traurigen Folgen eines solchen Zustandes in diesem Kriege mehr als einmal zu sehen Gelegenheit gehabt. Was kann man von einem Soldaten erwarten, der in mehrern Tagen nichts Warmes ist, und oben drauf nicht einmal ein Glas Brandtwein trinken kann? Der bravste Kerl wird endlich zum Schurken, weil die Natur ihre Rechte behauptet. Krankheiten reissen ein, und der Untergang der Armee ist unvermeidlich. Die Ursachen dieser Uebel sind mannichfaltig, aber durch Anstrengung und Anwendung einfacher

Mittel zu vermeiden. Kein Mittel würde aber hinreichend seyn, wenn man nicht dabei anfängt, diese zwei Hauptregeln zu befolgen, nemlich: die Stellungen in freien Gegenden zu wählen, und die Vorposten = Gefechte zu vermeiden.

Die Einwendung, die mir gemacht werden dürfte, daß der Feind durch dieses Zurückziehen der Vorposten, der Armee so nahe auf dem Halse bleiben würde, daß man dadurch einem Ueberfall ausgesetzt, und noch mehr in der Ungewißheit und Unruhe erhalten werden würde, kann, meines Erachtens, sehr leicht beantwortet und widerlegt werden. Es ist allerdings nothwendig die Vorposten der Armee so weit zu poussiren, daß die Armee in ihrem Lager ruhen, schlafen und kochen könne; und ich bin weit entfernt, die Absicht zu haben, dem Feinde das Terrain zu überlassen, welches ich zu Erreichung dieses Endzwecks durchaus behalten muß. Ich will mich nur nicht deswegen in ein ununterbrochenes Gefecht einlassen, ein Bataillon nach dem andern engagiren, und nach einem unvermeidlichen beträchtlichen Verluste doch nur das behaupten, was ich auf eine leichtere, und für den Feind viel gefährlichere Art erhalten kann.

Der Feind erscheint mit Anbruch des Tages mit verschiedenen Teten bei den Vorposten, er drückt sie mit Uebermacht zurück; diese repliiren sich bis unter den Schutz der Position und der daselbst stets aufgefahnen Batterien. Von diesem Augenblick hört das Gefecht auf, wenn der Feind nicht eine Hauptschlacht liefern will. Er mag, so lange es Tag ist, auf drei bis vier-tausend Schritte von mir bleiben, denn näher kommt er gewiß nicht, um sich dem wirksamen Kanonenfeuer nicht auszusetzen. Der Abend kommt heran, der Soldat muß ruhen, muß kochen. Den ganzen Tag hindurch hat man Zeit gehabt, die Stärke und Stellung der feindlichen Vorposten, Tirailleurs &c. zu beobachten. Unsere leichten Truppen kennen das Terrain, wo sie gestanden haben, genau. Eine Stunde vor Sonnenuntergang geht man mit einer in der Stille, ungesehen, zusammengezogenen Masse auf einen der Punkte los, allarmirt die andern, und es ist kein Zweifel, daß man durchbrechen, und die früh verlassnen Posten wieder gewinnen, vielleicht gar dem Feinde eine tüchtige Schlappe beibringen wird.

Aus diesen Betrachtungen folgt die Regel, daß man in durchschnittenem Lande nicht wohl

thut, seine Vorposten weiter zu postiren, als eben nöthig ist, um mit der Armee oder dem Corps das gewählte Schlachtfeld zu erreichen, ehe der Feind die Vorposten bis dahin zurückdrängen, und mit selbigen zugleich daselbst eintreffen könne. Erlaubte die Entfernung des Feindes, die Vorposten noch weiter vorwärts anzusetzen: so würde dies doch nur mit vieler Vorsicht geschehen dürfen. Es ist in solchem Fall besser, einige fliegende Commando Husaren jenseits der Vorposten zu unterhalten, die, unter den Befehlen kluger, entschlossener, und des Landes kundiger Officiere, das Terrain zwischen den feindlichen und unsern Vorposten beobachten, von kleinen feindlichen Partheien rein halten, und von den in der feindlichen Stellung sich ereignenden Veränderungen bei Zeiten Nachricht geben. Da diese Commando's ihren Aufenthalt täglich verändern: so laufen sie eben keine Gefahr, und dann müssen sie zuweilen abgelöst werden.

In der Ebene kann man die Vorposten ohne Gefahr schon weiter postiren, und hinter selbigen die Husaren und Dragoner mit reitender Artillerie zur Unterstützung geben, weil wir, wie oben erwehnt wurde, die Scharmügel in der

Plaine eher suchen, als vermeiden müssen, und dabei jederzeit Vortheil haben werden.

Eilfter Brief

Die dritte Hauptregel in diesem Kriege besteht darin: sich nicht in zu viele kleine Korps zu theilen, sondern so viel möglich zusammen zu halten. Diese Regel findet im Vertheidigungskrieg sowohl als beim Angriff statt, und ich getraue mir zu behaupten und durch Beispiele zu beweisen, daß die meisten widrigen Vorfälle, welche die Allirten betrafen, von der Vernachlässigung dieser wichtigen Lehre herrühren. Ich habe vor diesem Kriege sehr viel von Stellungen reden hören, durch welche man die Kommunikation des Feindes mit seinen Magazinen, mit seiner Operationslinie bedroht. Allerdings sind diese Stellungen von der äußersten Wichtigkeit, und vielleicht geben sie das einzige Mittel an, den Vertheidigungskrieg mit Vortheil zu führen. Wie ist es möglich eine große Strecke Landes

mit kleinen Armeen zu decken, wenn man nicht solche Stellungen zu nehmen weiß? Will man alle Punkte einer langen Defensionslinie besetzen, so schmilzt die stärkste Armee in bloße Detaschements, leistet nirgends einen bedeutenden Widerstand und wird einzeln geschlagen. Da kein Krieg schwerer zu führen ist, als der Vertheidigungskrieg, so ist es um so nöthiger sich von der Art, wie er geführt werden muß, reine, deutliche Begriffe zu machen, und diese Grundsätze bei der Anwendung nie aus den Augen zu lassen. Man kann eine Linie, welche zu lang ist, um sie auf allen Punkten zu besetzen, gegen einen überlegenen Feind nur auf zweierlei Art behaupten, wenn ich vorher annehme, daß sich auf dieser einige oder mehrere gute Stellungen befinden, in welchen man nach der Natur unserer Waffen und der Vorzüge unserer Taktik, mit einer schwächern Macht einer stärkern des Feindes Widerstand leisten kann. Entweder man bewegt sich zwischen den beiden Endpunkten auf dieser Linie fort, um dem Feinde zuvorzukommen und ihm das Durchbrechen zu verwehren; oder man läßt den Feind zwischen den beiden Endpunkten

der Linie durchgehen, und macht Bewegungen in die Kommunikation und in den Rücken und die Flanken des Feindes, wodurch er zum Rückzuge genöthiget wird. Im ersten Fall bleibt man auf der stärksten Defensiv; im zweiten Fall tritt man aus der Vertheidigung in den Angriff über. Die erste Art ist viel schwerer als die zweite; gleichwohl kann man diese nicht immer anwenden, wenn die Natur des Terrains und die relative Lage der Vertheidigungslinie nicht Vortheile an die Hand geben.

Bleibt man auf der bloßen Defensiv, so ist man ohnfehlbar zu Rückschritten genöthiget, wenn nicht die Natur selbst einen großen Theil der Vertheidigung so zu sagen übernimmt, d. h. wenn nicht ein Theil der Linie von Natur undurchdringlich ist, und der Theil, so zu vertheidigen übrig bleibt, der Stärke unserer Armee angemessen ist. Die Natur ist aber nicht reich an solchen Hindernissen, und die Kunst mit dem Muth verbunden überwinden Alles nur nicht das Unmögliche. Daher sieht man, daß die stärksten Gebirge forcirt werden, daher können die breitesten Ströme, wenn sie von einer beträchtlichen Länge sind,

gegen einen an mehrern Punkten bedrohenden Feind nicht immer vertheidigt werden, daher sind Wälder, Bäche, und Dörfer nur schwache Schutzwehren gegen einen muthigen Feind. Nur große Seen und Meere können als wirkliche undurchdringliche Hindernisse angesehen werden und doch nur so lange als der Feind nicht mit armirten Schiffen auf denselben erscheinen kann.

Aus diesem folgt, daß bei dieser Art, den Vertheidigungskrieg zu führen, kein andrer Mittel vorhanden ist, sich zu behaupten, als kurze, der Stärke unserer Armee angemessene Vertheidigungslinien zu wählen, in welchen man den Feind durch eine kurze Bewegung von einem Endpunkt zum andern zuvorkommen könne. In der Wahl dieser Linien, immer mit Rücksicht auf den Hauptendzweck des Kriegs und auf die Vorzüge unserer Waffen und unserer Taktik, liegt die Kunst und das Genie. Nehmen Sie die Linie zwischen Trier und Speier und ich frage Sie, ob Sie im Stande sind, den Vertheidigungskrieg, selbst mit einer starken Armee, durch parallele Bewegungen mit Vortheil zu führen, hier, wo wenigstens drei

Viertheile der Linie aus einem durchschnittenen,
 gebirgigten, waldigten Terrain bestehen, wo
 man sich selbst in der besten Jahreszeit nur
 langsam bewegen, wo der Feind die Vor-
 theile seiner Waffen benutzen, wo man keine
 weite Strecke übersehen kann, und wo man sich
 daher in viele Korps theilen muß? Ziehen
 wir uns aber mehr nach dem Winkel, den
 der Zusammenfluß des Rheins und der Mosel
 macht, so verengt sich die Vertheidigungs-
 linie, ein großer Theil derselben besteht aus
 einem freien für unsere Taktik schicklichen
 Terrain, unsere Flanken bleiben wie zuvor
 an dem Rhein, und die Mosel appuiert, und
 wir decken Mainz und Koblenz, welches doch
 unter diesen Umständen die Hauptsache ist.
 Nehmen Sie die feindliche Defensionslinie
 vom Rhein bei Germersheim über Landau
 und Bitsch, und längst einem Theil der Saar
 bis zur Mosel, so werden Sie zwar Vor-
 theile für den Feind finden, die wir in der
 Unsrigen entbehren müssen, Festungen und
 einen Fluß, wie die Saar. Aber dennoch ist
 die Linie zu ausgedehnt, dennoch nöthigt sie
 zu einer Zertheilung der Armee in zu viele
 Korps, als daß der Feind im Stande

wäre, sie gegen einen mit Nachdruck geführten Angriff zu behaupten.

Weit leichter ist der Vertheidigungskrieg zu führen, wenn die Defensionslinie solche Stellungen gewährt, die der Feind durchaus nicht zur Seite liegen lassen kann, die an sich stark sind, um einem überlegenen Angriff trotz zu bieten, und gegen welche der Feind keine gute Stellung nehmen kann, so, daß man von hier aus leicht auf seine Kommunikation gehen kann. Da der Feind diese Stellung weder hinter sich lassen, noch von vorne angreifen darf, so wird er das daselbst stehende Korps durch allerhand Demonstrationen in Unthätigkeit zu halten suchen, bis es völlig tournirt ist. Man muß sich aber durch diese Scheinangriffe nicht täuschen lassen, sondern dem Feind hier selbst auf den Hals gehen. Da er schwächer ist an diesem Orte als wir, und da ich angenommen habe, daß das Terrain einem solchen Angriff vortheilhaft ist, so sind die Folgen entscheidend; denn, ist das feindliche Korps, welches diese Demonstration machte, geschlagen, so muß der Feind von seinem ganzen Angriff abstehen, und er ist noch glücklich, wenn er nicht
zum

zum zweitemal geschlagen wird, indem er seine Kommunikation wieder zu gewinnen sucht. Ich könnte diesen Lehrsatz durch ein frappantes Beispiel aus dem gegenwärtigen Feldzuge erläutern, allein so lange der Krieg dauert und die nämlichen Verhältnisse wieder eintreten können, lassen sich diese Beispiele nicht anführen, ohne über die Benutzung des Terrains für den Feind zu viel Licht zu verbreiten.

Es haben sich in diesem Kriege Grundsätze eingeschlichen, die offenbar fehlerhaft sind. Ich sehe eine Armee auf einer langen Vertheidigungslinie in viele Korps vertheilt. Mit dieser Vertheilung, welche die Armee an sich schon schwächt, nicht zufrieden, besetzt man noch jedes zwischen diesen Korps inne liegende Dorf; man glaubt sich in Gefahr, wenn nicht alle Punkte der Vertheidigungslinie besetzt sind, wenn, so zu sagen, nur eine feindliche Patrouille zwischen durchgehen kann. Aber wer fühlt nicht, daß man dadurch überall schwach wird, und daß diese kleine Detachements doch unvermögend sind, einem nachdrücklichen Angriff des Feindes zu widerstehen. Man begnüge sich mit den Haupt-

posten; man lasse vor der Kommunikation fliegende Partheien schwärmen, nur um genau zu wissen, ob der Feind gegen die Kommunikation eine Bewegung macht, und nunmehr die Maaßregeln zu nehmen, die man vorher vorbereitete, um auf jeden Fall sogleich eine Lektion dagegen zu haben. Ich habe immer von der Gefahr sprechen hören, die damit verbunden ist, zwischen zwei feindlichen Korps vorzudringen, und sich zwischen zwei Feuer zu bringen; ich habe oft sagen hören, daß der Feind alsdann nur hinten zuziehen dürfte, um die vorgebrungene Kolonne völlig abzuschneiden. Sind die Franzosen andere Menschen als wir? sollte diese gewagte Bewegung für sie nicht auch gefährlich seyn? Ich bin überzeugt, daß man nicht leicht in den Fall kommen kann, ein solches Manöver vom Feinde nicht bestrafen zu können. Ich würde, was noch mehr ist, den Feind zu einer solchen Bewegung zu verleiten und ihn in eine Falle zu locken suchen; er möchte immer bis auf einen gewissen Punkt in die Kommunikation vordringen, so weit als ich es schon vorher prämeditirt hätte. Hier fände er einen unerwarteten Widerstand, und zugleich dränge

ich auf allen Seiten gegen ihn los, oder gegen einen Punkt, den er bei seinem Rückzuge unumgänglich betreten müßte. Dies sind die glücklichsten Ereignisse im Kriege. Nur müssen sie nicht unerwartet, sondern vorhergesehen seyn; nur muß der Soldat nicht glauben, daß er verlohren ist, wenn er hört, daß der Feind auf seiner Flanke steht; im Vertrauen auf den kommandirenden General und auf seine Kommandeurs muß er überzeugt seyn, daß auf alle Fälle gedacht ist, daß nichts unerwartetes geschieht.

Ist es im Vertheidigungskrieg nothwendig, sich nicht zu sehr zu vertheilen, so ist es im Angriffskrieg nicht weniger nöthig. Nur der Druck einer überlegenen Macht versichert uns den Sieg; erscheint man an dem anzugreifenden Punkt nicht stärker als der hier postirte Feind, der noch überdieß die Vortheile des Terrains benützt, so ist der Sieg mehr als zweifelhaft; man beendigt die Sache nicht geschwind, der Feind gewinnt Zeit, Verstärkungen heranzuziehen, und wenn einmal ein Gefecht engagirt ist, so ist es äußerst schwer, meistens unmöglich, den Angriffspunkt zu verändern. Die Franzosen begehen

den Fehler sich zu vertheilen, und auf allen Punkten einer langen Vertheidigungslinie schwach zu seyn. Man erinnere sich an die Eröffnung des diesjährigen Feldzuges (1794), wie schwach alle Posten vom Rhein bei Ulrix und Neuhofen an über Rehhütte, Schifferstadt, Haseloch, Kaiserslautern bis Saarlouis besetzt waren. Der mit einer überlegenen Macht bei Kaiserslautern gemachte Angriff des Feld-Marschalls von Möllendorf glückte eben, weil der Feind zu schwach war, dem Druck zu widerstehen. Die Angriffe des Erbprinzen von Hohenlohe-Ingelfingen und des Erbprinzen von Hohenlohe-Kirchberg zwischen dem Rhein und dem Gebirge können nur als Rheinangriffe betrachtet werden, weil der Angriff von Kaiserslautern und der nach selbigem erfolgte Besitz des Gebirgs den Feind nöthigen mußte, die Speierbach selbst zu verlassen. Es ist aber kein Zweifel, daß man diese Linie an einem Punkt durchbrechen kann, wenn man diesen Punkt mit Ueberlegenheit und Nachdruck angreift, und sich begnügt, die andern Punkte en Echec zu halten. Man lasse sich bei solchen Gelegenheiten nur nicht bei den wirklichen Angriffen in lange Kanonas

den ein, und durch einige Schanzen abschref-
fen. Die Batterien, welche man hierzu anlegt,
müssen nur den mit dem kleinen Gewehr und
dem Bajonet geschehenden Angriff unterstützen.
Die Affaire muß kurz beendigt seyn, ehe
der Feind sich besinnen und den Posten ver-
stärken kann. Man erlaube mir zwei Bemera-
kungen.

Die erste ist, daß man sich beim Angriff
oft auf eine gewisse Art übereilt und auf der
andern Seite zugleich nicht mit dem gehörigen
Nachdruck zu Werke geht. Die Uebereilung
besteht darin, daß man sich nicht vor dem
Angriff eine hinlängliche Kenntniß von der
feindlichen Stellung und dem Terrain verschafft,
und eben diese Uebereilung ist Schuld, daß
man alsdann beim Angriff unerwartete Hin-
dernisse findet, denen man nicht gleich zu be-
geggen weiß. Entweder gelingt der Angriff
dann gar nicht oder nur halb. Unmöglich
kann man eine gute Disposition zum Angriff
entwerfen und ausführen, wenn man nicht
die Stellung des Feindes genau kennt. Mit un-
sichern Schritten geht man zu Werke, die Zeit
vergeht durch Hin- und Hermärsche, der Feind
bemerkt die Unentschlossenheit, und sein Muth

wächst in gleichem Verhältniß. Man sollte sich daher nie zu einem Angriff entschließen, ohne den Feind genau rekognoscirt und ohne die vollkommenste Lokalkenntniß zu haben. Können diese Rekognoscirungen einige Tage vor dem Angriff veranstaltet und verschiedentlich wiederholt werden; braucht man die Vorsicht sie zu gleicher Zeit an mehrern Seiten, selbst da, wo nicht angegriffen werden soll, machen zu lassen, so kann man sich eines guten Vorwandes bedienen, z. B. einer Fouragirung, Aufhebung von Geiseln, Beitreibung von Waffen u. um die Rekognoscirung zu maskiren, so ist es allerdings nicht zu versäumen.

Die zweite Bemerkung, die ich hier mache, ist, daß wir nicht alle Mittel anwenden, die man beim Angriff verschanzter Posten anwenden sollte. Man hat die Meinung, daß man eine Redoute kanoniren und mit Haubizen bewerfen müsse. Dies ist wohl gut, und kann besonders bei Gelegenheiten, wo es nicht auf einige Stunden ankommt, sehr nützlich angewendet werden. Der Erfolg dieser Kanonaden aber ist sehr ungewiß und wird es immer mehr, jemehr sich die Armeen an den

Kanonenkrieg gewöhnen. Schwerlich nöthigt man die Franzosen durch das Kanonenfeuer eine Schanze zu verlassen, so wenig als wir dadurch einen verschanzten Posten verlassen würden, wenn er sonst wichtig ist. Man muß also, besonders wenn die Zeit kostbar ist, mit dem Bajonet angreifen und stürmen. Es fragt sich nun, ob wir beim Stürmen einer Schanze die Mittel anwenden, welche diesen Angriff erleichtern, und also Menschen ersparen können? Vielleicht hat man nicht die gehörige Aufmerksamkeit darauf verwendet.

Eine Schanze stürmen, heißt, sie tourniren und in der Kehle nehmen, wenn sie nicht völlig geschlossen ist, oder, wenn sie geschlossen ist, in den Graben springen, die Pallisaden oder Sturmpfähle einreißen und aus dem Graben die Brustwehre erklettern, und so in das Innere der Schanze einzudringen. Um die Pallisaden und Sturmpfähle einzureißen muß man Aexte und Schaufeln haben; denn, wenn sie gut befestiget sind, kann man sie mit dem bloßen Arm nicht herausziehen. Um aus dem Graben auf die Brustwehre zu kommen, muß man entweder den Graben mit Faschinen ausfüllen, oder mit

Hacken und Schaufeln eine Bresche machen. Man muß also Aexte, Schaufeln, Hacken, Fäschinen, und, wenn sich Wolfsgruben um die Schanze herum befinden, auch Horden bei sich haben. Bei allen Urtaken verschanzter Posten sollte man daher eine Anzahl Arbeiter mit diesen Werkzeugen bei sich haben; denn nur alsdann kann man die Einnahme einer geschlossenen Schanze mit Gewißheit erlangen, braucht sich nicht mit Kanonaden aufzuhalten, die oft nichts entscheiden, und kann, ohne Zeitverlust und ohne zu schießen, stürmen.

Diese Bemerkung führt mich auf eine dritte, welche darin besteht, daß man bei jeder Armee ein Korps Arbeiter beständig besolden und gehörig organisiren sollte. Wir haben in diesem Kriege sehr oft die Erfahrung gemacht, wie schwer es ist, Arbeiter vom Lande aufzutreiben, um Verschanzungen anzulegen oder einzureißen, Verhacks zu machen oder aufzuräumen, Wege anzulegen, zu repariren oder zu verderben. Wir sind oft drey, vier und mehrere Wochen in einem Posten gewesen, und als wir in selbigem angegriffen wurden oder ihn verließen, waren die projektirten Vertheidigungsanstalten, als

Schanzen, Verhache zc. kaum zur Hälfte fertig. Entweder Verschanzungen sind nützlich, oft nothwendig oder nicht. Sind sie nothwendig, wie es in gewissen Fällen, und mit gewissen Einschränkungen nicht geläugnet werden kann, so kommt Alles darauf an, mit der Arbeit bald fertig zu werden. Bis jetzt haben wir Soldaten und die Einwohner der Gegend, wo sich die Armeen befinden, dazu gebraucht. Beide sind aber nicht hinlänglich. Der beschwerliche Dienst der Soldaten, seine Abneigung gegen diese Arbeit, die vielfältigen andern Frohnen der Einwohner, ihr Austreten, die Besorgnisse durch allzu große Strenge den Unterthanen mißvergnügt zu machen, sind eben so viele Hindernisse, die einen Mangel beständig besorgen lassen. Durch ein gehörig organisirtes Arbeiterkorps hingegen würde man diesem Mangel abhelfen, und es würde nicht schwer fallen, die dazu nöthige Mannschaft aufzutreiben. Man hat hierzu verschiedene Mittel: man könnte z. B. den innern Kreisen, welche durch den jetzigen Krieg am wenigsten leiden, die Stellung dieses Korps billig aufbürden, mit der allenfalligen Einschränkung, sie aus der großen Operationskasse

zu besolden; man könnte französische Ueberläufer und Ausgetretene, deren aus dem Elsas sehr viele in Deutschland sind, und man könnte ausgetretene Deutsche aus den vom Feinde besetzten Grenzprovinzen dazu anwerben. Zu den drei Armeen, welche jetzt von der Maas bis Basel stehen, würden wenigstens 4500 Mann nöthig seyn, so, daß sich bei jeder Armee 1500 Arbeiter befänden. Sie würden wie der Soldat verpflegt, nach einem ihrem Endzweck angemessenen Costum gekleidet, mit einem Pallasch und einem Pistol armirt, und jeder Mann trüge eine Schaufel oder Hacke. Jede dieser drei Hauptabtheilungen hätte einen alten Stabsoffizier des Ingenieurkorps zum Chef, und würde in verschiedene Kompagnien getheilt, die mit Officiers und Unterofficiers versehen wären, um sowohl das ökonomische zu verwalten, als auch zu Aufsehern bei der Arbeit gebraucht zu werden. Förster, Straßenbau-Inspectoren und Straßenbauer, Mineurs könnten diese Stellen bekommen. Bei jeder Kompagnie wäre eine gewisse Anzahl Zimmerleute, die mit Aexten versehen wären. Denke ich an die außerordentliche Ausgaben, welche die Schanz-

arbeiten im zweiten Feldzuge verursacht haben, so glaube ich behaupten zu können, daß die Unterhaltung dieses Korps nicht viel mehr kosten würde. Ueberstiege aber auch die Ausgabe den bisherigen Aufwand, so kommt dies nicht in Betrachtung, wenn man dadurch einen wesentlichen Nutzen erlangt. Daß uns der Mangel eines solchen Korps Pionniers in den vorigen Feldzügen oft sehr fühlbar geworden sey, wird niemand läugnen können. Sollte denn auch in außerordentlichen Fällen die hier vorgeschlagene Anzahl nicht hinreichend seyn, so ist es leicht, die noch fehlenden Arbeiter nach der bisherigen Art durch Soldaten oder Bauern zu komplettiren.

Zwölfter Brief

Die Vergleichung, welche ich in meinen vorigen Briefen zwischen der französischen Militärverfassung und Taktik, und der unsrigen angestellt habe, setzen Sie, mein Freund,

in den Stand, die Maasregeln unserer Generale im dritten Feldzuge gewissermaßen zu beurtheilen. Ehe ich von dem Operationsplan etwas sage, sollte ich die Kräfte des Feindes und die Unsrigen noch aus andern Gesichtspunkten betrachten. Ich sollte zeigen, wie die Franzosen alle ihre Resourcen benutzen, wie sie weder Menschen noch das Eigenthum schonen, wie sie durch ein Decret mitten im Feldzuge auf einmal neue zahlreiche Armeen schaffen, wie sie daher am Ende eines Feldzuges immer stärker sind als im Anfang, dahingegen wir in diesem Zeitpunkt gewöhnlich geschwächt sind. Nothwendig muß man auf alle diese Erfahrungen Rücksicht nehmen, wenn man bestimmen will, was von unsern Armeen zu erwarten ist. Wenigstens sollte man bei dieser unparthenischen Untersuchung anfangen, ehe man den Operationsplan entwirft. Daß der General sie nicht aus den Augen läßt, kann man leicht denken; denn er ist es, der diese Werkzeuge benutzen und anwenden soll; aber hierin unterscheidet sich seine Logik von der des Ministers und der Kabinette leider nur zu sehr. Wenn jener bei den Kräften anfängt, die er in Händen

hat, und von unten herauf schließt, so fängt dieser, nämlich der Minister, von oben und zwar bei der politischen Ursache des Kriegs an. Er würde nicht zu tadeln seyn, und nach der Vernunft müßte man immer dabei anfangen, wenn er nur alle Werkzeuge, die eigentlich diesen Endzweck ausführen sollen, darnach verhältnißmäßig bestimmte, wenn er diese Werkzeuge genau kenne, wenn nicht Finanz-Spekulationen oder Ohnmacht in den Weg kämen, und wenn er nicht zur Ausführung Kräfte festsetzte, die dem Endzweck nicht angemessen sind. Erinnern Sie sich, mit welchen Armeen Oesterreich und Preußen im ersten Feldzuge gegen Frankreich auftraten. Wenn man die Republik Genf hätte zu Paaren treiben wollen, so würde man nicht viel weniger dazu genommen haben. Aber ein großes Reich wie Frankreich, durch drei Reihen der besten Festungen, durch Gebirge und Meere vertheidiget, mit einer Volksmenge von etlichen zwanzig Millionen! — Man mußte auf innere Unruhen und auf Partheygeist rechnen, und dies war in der That der Fall. Es war kein, nach richtigen Regeln entworfener, Operationsplan; es war eine Invasion, ein

bloßer Versuch auf die Stimmung der Nation. Ich abstrahire also von dieser Kampanie. In der zweiten aber sahen wir zwar größere Kräfte angewendet, sie stehen aber doch nicht mit dem möglichen Widerstande im Verhältniß, und so im dritten ebenfalls. Die Ursache davon sehe ich in der unrichtigen Beurtheilung der Kräfte und in dem Streit der Politik. Der Minister schließt nach andern Prämissen als der General. Lassen Sie uns bei dem jezigen Kriege bleiben, so werden der Finanzminister, und der Minister von der auswärtigen Politik ohngefähr folgende Schlüsse machen:

„Die Revolution in Frankreich bedroht die
 „Sicherheit und Gewalt aller Regenten, be-
 „droht die Geistlichkeit und den Adel, bedroht
 „alle Reiche und Begüterte, und läßt eine
 „Umwälzung aller Regierungen befürchten.
 „Sie kann daher nicht gelitten werden. Man
 „muß Frankreich zwingen, eine andere Kon-
 „stitution als die republikanische anzunehmen;
 „die königliche Würde muß wieder eingesetzt
 „werden, wo nicht mit einer unumschränk-
 „ten Gewalt, wie unter den Ludwigen, doch
 „in einer gemäßigten Form wie in England.

„ Das sicherste und geschwindeste Mittel diesen
 „ Endzweck zu erreichen , ist , mit verschie-
 „ denen Armeen in Frankreich einzudringen ,
 „ vor Paris zu erscheinen und daselbst der
 „ herrschenden Parthie Gesetze vorzuschreiben.
 „ Kann man nicht bis Paris vordringen , so
 „ wird man wenigstens einige Provinzen an
 „ der Grenze erobern. Entweder wir setzen
 „ einen König ein , der uns diese Provinzen
 „ aus Dankbarkeit gerne abtreten wird , oder
 „ wir machen doch den Frieden nicht eher , bis
 „ die sogenannte Nation uns diese Provinzen
 „ abtritt , und dadurch so ohnmächtig wird
 „ daß sie in der Balance von Europa keine
 „ Rolle mehr spielen und die Ruhe der übri-
 „ gen Staaten nicht stören kann. Da Frank-
 „ reich seine besten Generäle und Officiere ver-
 „ lohren hat , da die Armeen des Konvents
 „ aus undisciplinirten zusammengerafften Leu-
 „ ten besteht , so wird es nicht schwer seyn ,
 „ sie mit den besten Armeen in Europa zu
 „ schlagen. Die Festungen werden zum Theil
 „ genommen , zum Theil von selbst fallen und
 „ sich ergeben. Zwischen der Ostsee und dem
 „ Rhein wollen wir also mit zwei Armeen
 „ agiren. Eine soll in den Niederlanden auf-

„ gestellt werden und in die Pikardie eindrin-
 „ gen. Die andere soll zwischen der Mosel
 „ und dem Rhein zusammengezogen werden,
 „ und Lothringen und Elsas erobern.

„ Jede der coalisirten Mächte kann nur
 „ eine gewisse Anzahl Millionen zu diesem
 „ Kriege bestimmen. Die Armeen können
 „ daher nicht stärker seyn als es diese Summe
 „ gestattet. Ein großer General an der Spitze,
 „ von Genie und erprobter Erfahrung, soll
 „ die Armeen commandiren und ihm wird es
 „ überlassen den Operationsplan nach obigen
 „ Grundsätzen auszuarbeiten.“ So der Mi-
 nister.

Der General aber hat in dem vorhergehens
 den Feldzuge seinen Feind und das Land, in
 welchem der Krieg geführt werden soll, ken-
 nen gelernt. Er hat sich überzeugt, daß der
 Theil der französischen Grenze, den der Po-
 litiker nur auf der Homanschen Generalcharte
 studiert und für das Kriegstheater bestimmt
 hatte, durch etliche achtzig Festungen, Forts
 und feste Schlöffer gedeckt ist. Daß diese
 künstliche Stärke mit der natürlichen, welche
 aus zwei beträchtlichen Gebirgen, Wäldern
 und sumpfigten Bächen besteht, verbunden ist;
 daß

Daß die französische Nation durch einen schwar-
 merischen Freiheitsinn bis zur Wuth erhitzt
 ist. Er hat sich überzeugt, daß, so wenig
 disciplinirt die Armeen sind, ihre große Menge,
 ihr Enthusiasmus und die Furcht vor der
 Guillotine sie dennoch antreibt, ihre äußer-
 sten Kräfte anzustrengen, die Gefahr nicht
 zu achten und sich zu organisiren. Er weiß,
 daß, indem er eine Festung angreift, auf
 einer oder auf beiden Flanken zugleich, zwei,
 drei und mehrere Festungen liegen bleiben,
 daß der Feind diesen Vortheil benutzt, seine
 Macht auf einer Seite zusammenzieht, mit
 dem größten Nachdruck in seiner Flanke und
 in seinem Rücken operirt, seine Kommuni-
 kation mit den Magazinen, die aus Mangel
 fester Plätze nicht einmal gegen einen Coup
 de main gesichert sind, unterbricht, und
 ihn mit oder ohne Schlacht zum Rückzuge
 nöthigt. Er schließt daraus, daß, indem er
 eine Festung einschließt und mit einer star-
 ken Observationsarmee vorgeht, er zugleich
 auf jeder Flanke, nicht schwache Korps, son-
 dern Armeen stehen lassen müsse, und
 verlangt nach einem mäßigen, den Umstän-
 den aber angemessenen Calcul, für jede der

gedachten Armeen 200000 Mann, zusammen also zu beiden 400000 Mann. Der Minister kann aus Finanz- und andern politischen Ursachen, ohngeachtet der vom General angeführten wichtigen Gründe, nicht mehr als 120000 Mann für jede Armee bewilligen. Es gehen also vom militairischen Calcul nicht weniger als 160000 Mann ab; und doch soll und muß der General den mit allen Höfen und Cabinetten schon verabredeten Plan ausführen, es koste was es wolle. Dieser Nachspruch, der nicht so viel Gewalt hat, als ein Senfkorn des christlichen Glaubens, kann weder die Gebirge versehen, noch die Wälle schleifen, noch da Festungen aus der Erde hervorrufen, wo keine waren, wie der Deus ex Machina, noch den Rationalcharakter umschaffen, noch die Franzosen alle vom Schlage rühren lassen. Die taktischen militairischen Ursachen, sich in mehrere Corps zu theilen, bleiben die nämlichen. Man ist also überall schwach, und wird da geschlagen, wo der Feind seine Macht gegen einen Punkt concentrirt. Verschwunden ist die Hoffnung Frankreich zu erobern. Die Politik wendet und dreht sich; sie sucht neue Auswege, aber

große, starke Armeen, das einzige sichere Mittel, bleiben ein Wunsch.

Der General, dem seine Ehre am Herzen liegt, und der von der Unmöglichkeit überzeugt ist, mit diesen Kräften die verlangte Operationen auszuführen, tritt entweder vom Schauplatze ab, um nicht das unglückliche Kriegswerkzeug zu seyn, oder, überzeugt, daß man mit diesen Kräften keinen Angriff, sondern einen bloßen Vertheidigungskrieg führen könnte, schreibt er sich ohngefähr folgende Gesetze vor:

„Ich kenne das Eigenthümliche beider Armeen; ich weiß, daß die französische Infanterie im Gebirge, in Wäldern und Gebüschen große Vortheile hat, daß in diesem Terrain die Preussische und Oesterreichische Taktik oder Manövrirkunst nicht anzu bringen ist. Ich habe mich zwar bemüht, meine Infanterie auch zu diesen Gefechten abzurichten: allein es ist zu befürchten, daß sie sich des geschlossenen Fechtens und Manövrirens zu sehr entwöhnen, und ich durch diese wiederholte Chikanen verhältnißmäßig zu viel Menschen verlieren würde, ein Umstand, der die größte Aufmerksam-

„feit verdient. Es ist bei mir völlige Uebers
„zeugung, daß unsere Kavallerie, nachdem
„ich solche mit einer verhältnismäßigen reitens
„den Artillerie versehen habe, der feindlichen
„an Menge und Beschaffenheit unendlich über-
„legen ist. Alles ladet mich ein, das Ge-
„birge und die durchschnittenen Terrains zu ver-
„meiden und die Plaine zu suchen, allen klei-
„nen nichts entscheidenden Gefechten auszu-
„weichen und es auf Hauptschlachten in der
„Ebene ankommen zu lassen. Ich trete dem
„Feinde also viel Land ab, weil es die
„verlangte Eigenschaft nicht hat, und weil ich
„mich hier zertheilen müßte, überall schwach
„und der Gefahr ausgesetzt wäre, en Detail
„geschlagen zu werden. Ich weiß, daß man
„über mich schreien wird, daß ich nicht an
„der Blies und Saar stehe, daß ich das
„Zweibrück'sche verwüsten lasse &c., ich kehre
„mich aber nicht an Raisonnements, welche
„ihren Grund in der Bosheit des einen,
„in der Unwissenheit des andern, und in der
„Laune der Unglücklichen haben, die das Schick-
„sal zu Bewohnern dieser Gegenden gemacht hat.
„Ich handle nach militairischen Gründen rich-
„tig, weil die Wahrheit, wer Alles decken

„will deckt nichts, vor mir schwebt, weil
 „es besser ist, einige Quadratmeilen, die
 „der Feind ohnedem nicht behaupten kann,
 „preiß zu geben, als die Armee der Ge-
 „fahr auszusetzen, geschlagen zu werden
 „und die Wohlfahrt des ganzen deutschen
 „Reichs aufs Spiel setzen.“

Hierin, in diesen Schlüssen, mein
 Freund, liegt der Schlüssel zu den Bege-
 benheiten des zweiten und dritten Feldzu-
 ges. Das englische Ministerium dachte wie
 jener Finanz- und Cabinets-Minister, es
 entwarf Plane, die nach den Summen des
 bestimmten Kriegsaufwandes berechnet waren.
 Aber ein Herzog von Braunschweig, ein
 Möllendorf schließen nach andern Grundsätz-
 en. Sie wissen wohl, daß man das Zu-
 fällige aus dem militairischen Calcul nicht
 ganz weglassen kann, daß der Ausgang
 einer Schlacht, oder eines Gefechtes sehr oft
 davon abhängt, und daß, um im Kriege zu
 gewinnen, etwas gewagt werden muß. Aber
 eben deswegen, weil der General für den
 Ausgang nicht immer stehen kann, weil
 der Zufall seine unsichtbare Hand im Spiel
 behält, benutzen große Generäle, denen

ihre Ruhm, die Ehre ihrer Armeen und die Wohlfahrt des Staats am Herzen liegt, die richtiger sehen, weil sie unpartheischer sind, und weil sie das politische System nicht erfanden — benutzen sie, sage ich, ihre Erfahrungen, und entziehen das Zufällige dem Calkül so viel, als es nur irgend möglich ist.

Dreizehnter Brief

Gedanken

über die wahrscheinlichen Operationen der Franzosen am Ende des Feldzuges vom Jahre 1794.

Aufgesetzt den 18. September 1794.

Nachdem die Franzosen Valenciennes, Condé &c. wieder erobert haben: so werden sie wahrscheinlich ihre Operationen auf folgende Art fortsetzen*).

*) Da sich seit diesem Briefe die Lage völlig verändert hat, da Maastricht so gut als verloren ist, da alle Armeen jetzt über den Rhein zurückgegangen sind, und zum künftigen Feldzuge ganz

Erstlich, den Angriffskrieg in Holland fortzusetzen, und in dieser Absicht Bergopzoom und Breda zu belagern *). Wenn man an die Folgen denkt, welche die Eroberung von Holland nach sich ziehen muß: so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Franzosen ihre Operationen auf dieser Seite mit dem größten Nachdruck fortsetzen werden. Ihre Eroberungen in Holland bleiben aber höchst unsicher, wenn sie nicht zweitens, Mastricht erobern, und drittens die Armee des General Clairfait nöthigen, über den Rhein zurück zu gehen. Wollen sie aber ihre Operationen gegen die Armee des General Clairfait mit Nachdruck fortsetzen: so

andre Maafregeln nothwendig sind: so trägt man kein Bedenken, diesen im Stillen bloß zum eigenen Unterricht gemachten Aufsatz bekannt zu machen, der zur kritischen Geschichte dieses Feldzuges benutzt werden könnte.

*) So lange die Clairfait'sche Armee an der Maaf stand, konnte der Feind die Belagerung von Herzogenbusch nicht füglich unternehmen. Wer hätte glauben sollen, daß das Geschütz, welches zur Belagerung dieser Festungen bestimmt war, nach der Uebergabe ankommen würde?

müssen sie sich zugleich der Mosel bis an den Rhein versichern. Sie müssen also sowohl den General Melas, als das preussische Korps auf dem Hundsrücken angreifen, und beide erst bis Koblenz und dann über den Rhein zurück zu gehen nöthigen.

Die Franzosen müssen also in drei Armeen offensive agiren. Eine Armee gegen Holland, die zweite gegen den General Clairfait, und die dritte an der Mosel. Ueberdies müssen sie ein Korps von 25 bis 30000 Mann bei Luxemburg lassen, und es ist wahrscheinlich, daß sie diese Festung nur bloquiren werden, weil ihr Schicksal ohnedem von dem Erfolge jener Operationen abhängt.

Bis diese Operationen geendigt sind, werden die Franzosen vermuthlich keine ernstliche Unternehmung gegen Mainz ausführen, vielmehr kann man als gewiß annehmen, daß sie auf dieser Seite und am Oberrhein bis Basel auf der Vertheidigung bleiben werden.

Die Allirten haben das größte Interesse, Holland zu retten. Aus dieser Ursache müssen sie sich am linken Ufer des Rheins erhalten. Soll die Clairfait'sche Armee aber am linken Ufer des Rheins bleiben: so muß sie Masfricht

behaupten. Bleibt sie im Besitz dieser Festung, so kann sie den künftigen Feldzug damit eröffnen, daß sie über die Maas geht, und in Verbindung mit den Engländern und Holländern zur Rettung Hollands in den Niederlanden vorrückt. Ich sage: den künftigen Feldzug; denn es läßt sich nicht vermuthen, und selbst nicht anrathen, eine solche Offensive noch in diesem Jahre zu unternehmen. Ausser den Schwierigkeiten, welche durch den Unterhalt und die üble Jahreszeit entstehen würden, ist der Ausgang, wegen des großen Verlustes, den alle dortige Armeen erlitten haben, und wodurch sie sehr geschwächt worden sind, mehr als zweifelhaft. Gelänge diese Operation aber jetzt nicht, erlitten diese Armeen neue Niederlagen: so würden sie sich ohnfehlbar am linken Ufer des Rheins nicht erhalten können. Es ist daher besser, man überläßt Holland in diesem Jahre seiner eigenen Vertheidigung. Das größte Unglück, welches in diesem Feldzuge auf dieser Seite noch zu befürchten wäre, ist der Verlust von Bergopzoom oder Breda. Ausserdem aber, daß er nicht gewiß ist, weil die späte Jahreszeit in jenem nassen Lande eine Belagerung sehr schwer macht, würde die Eroberung dieser,

obzwar wichtigen Festungen, dennoch jene fürs künftige Jahr vorgeschlagene Offensive nicht hindern, die, wenn sie gelingt, den Feind bald nöthigen wird, Holland und seine Eroberungen zu verlassen.

Die Bemühungen der Allirten zu Ende dieses jezigen Feldzuges, schränken sich also auf zwei Hauptgegenstände ein. Einmal, Mastricht zu behaupten, und zweitens, sich am linken Ufer des Rheins zu erhalten. Das Ende des Feldzuges ist also von ihrer Seite defensiv. Nur dann tritt ein Theil in die Offensive über, wenn es zur Rettung von Mastricht nöthig wäre, oder wenn der Feind Bewegungen machte, die Eine der Armeen in Gefahr setzte, vom Rhein abgeschnitten zu werden. Diese Offensive dauert aber nur so lange, bis diese Gefahr entfernt, oder bis Mastricht entsezt ist.

Die Frage ist nun: Wie können die Allirten diese Defensiv am sichersten führen, und welche Stellungen schicken sich hierzu am besten? Um diese Frage zu beantworten, muß man drei Regeln vor Augen haben, die uns die Erfahrung dreier Feldzüge gelehrt hat. Man muß nemlich erstens die Gebirge und Wälder vermeiden, und große Ebenen suchen. Hier kann

der Feind den gefährlichen Krieg der Tirailleurs nicht anbringen, und hier können wir unsere Kavallerie gebrauchen, mit welcher man sicher ist zu siegen, wenn sie gut angeführt wird. Zweitens muß man sich in so wenig Korps vertheilen als möglich, sich vielmehr concentrirt halten, und es mehr auf Hauptschlachten, als auf Posten-Gefechte ankommen lassen. Und endlich muß man drittens Vorposten-Gefechte in coupirten Gegenden vermeiden, die in lange Engagements verwickeln, und wo der Feind im Stande ist seine Tirailleurs zu gebrauchen. Man verliert dabei Menschen, wird entkräftet, und entscheidet nichts. Nur in der Plaine, wo wir unsere Kavallerie gebrauchen können, kann man diese Vorposten-Gefechte annehmen; es ist aber zu vermuthen, daß der Feind sie in solchen Gegenden sorgfältig vermeiden wird.

Betrachte ich die Stellung der Alliirten von Geldern und Venlo über Ruremond, Jülich, Düren, Blankenheim, Kaisersesch, Kirchberg und Rirn bis Worms: so sehe ich einen ausgedehnten Kordon, den man in zwei Haupttheile theilen kann. Der eine Theil erstreckt sich von Venlo bis zur Mosel; der andere vom rechten Ufer der Mosel bis Worms. In der erstern

weit größern Hälfte befindet sich die englische Armee, die man 30000 Mann stark annehmen kann, die Armee des Generals Clairfait, die, ohne die Besatzung von Mastricht, 80000 Mann stark angegeben wird, und endlich das Korps des General Melas, welches höchstens 10 bis 12000 Mann stark ist. Das Ganze besteht also aus 120000 Mann. Ich will annehmen, daß nach Abzug der Kranken zc. 100000 Mann übrig bleiben. Dies ist in der That eine respectable Armee, die, wenn sie concentriert ist, und sich in einem ebenen Terrain befindet, es mit 200000 Franzosen aufnehmen kann. Betrachtet man aber die große Ausdehnung dieser Armee, und ihre Vertheilung in viele Korps, so sieht man sie überall schwach. Sie formirt nemlich dormalen 6 Hauptkorps ohne die Avantgarden und verschiedene Detachements, die zur Kommunikation vermuthlich aufgestellt sind. Das erste Korps, welches aus der englischen Armee besteht, steht bei Geldern, hat Venlo vor sich, und soll von Rechtswegen die Maas bei Venlo vertheidigen. Das zweite Korps, Kaiserliche, steht bei Airemond. Der General Clairfait selbst mit dem Corps d'Armée bei Süllich. Das vierte Korps unter

dem General La tour bei Düren. Das fünfte unter dem General Nauendorf bei Blansfenheim, und das sechste unter dem General Me las bei Kaisersesch. Wie will man in dieser großen Ausdehnung, wo nicht die ganze Armee, doch den größten Theil concentriren, wenn der Feind eins dieser Korps mit entschiesener Ueberlegenheit angreift? Wie will man das traurige Uebel eines Rückzugs über den Rhein verhüten? Der Feind wird auf Mastricht nichts unternehmen, so lange die kaiserliche Armee hinter der Ruhr steht. Er wird also alle seine Kräfte anstrengen, sie von der Ruhr wegzuschlagen. Dies wird er wahrscheinlich nach seiner gewöhnlichen Art durch allgemeine Angriffe auf alle Punkte thun. Vorzüglich aber wird er suchen, auf der Seite von Venlo und Ruremond vorzudringen, und die rechte Flanke des General Clairfait zu gewinnen. Die Ruhr ist alsdann verlohren, und ich frage: ob der General Clairfait hinter der Erft, und gewissermassen am Rhein adossirt, eine Hauptschlacht annehmen wird?

Um dieses Unglück zu verhüten, sind nur zwei Mittel vorhanden. Das eine besteht darin, daß ein großer Theil der preussischen Armee

sich nach dem linken Ufer der Mosel ziehe, ein Korps am rechten Ufer, und nur ein kleines Korps unter den Kanonen von Mainz stehen lasse. Alsdann kann der General Clairfait, mit den Engländern vereinigt, seine ganze Force, mit Inbegriff des MeLas'schen Korps, von 100000 Mann, zwischen Venlo, Kürzmond und Köln concentriren, und jeden Versuch des Feindes, auf der rechten Flanke durchzudringen, und die Kommunikation mit Holland abzuschneiden, vereiteln. Die preussische Armee deckt Koblenz auf beiden Seiten der Mosel, und steht dennoch à portée, jede Unternehmung des Feindes gegen Mainz, wozu jedoch jetzt gar kein Anschein vorhanden ist, zu verhindern.

Da die zwischen den Anführern der Armeen getroffenen Verabredungen es der preussischen Armee nicht zur Obliegenheit machen, das linke Ufer der Mosel zu decken, und mehr als eine Ursache sich dieser sonst zweckmäßigen Einrichtung entgegensetzt: so bleibt ein zweites Mittel übrig. Man müßte nemlich vor allen Dingen die verderbliche Methode des Kordonkrieges aufgeben, nicht Alles decken wollen, und sich in gewisse Hauptstellungen concentriren, wo der

Feind eine Hauptschlacht liefern müßte, bevor er einen wichtigen Endzweck erreichen könnte. Dem zufolge müßte der General Melas an die Ordre des General Clairfait gewiesen werden, und dieser sowohl den General Nauendorf, als den General Melas, näher an sich ziehen, um jene concentrirtere Stellung zu nehmen, dessen rechter Flügel bei Venlo anfieng, der linke aber gegen Köln zu ließe. In dieser Stellung kann er drei wichtige Gegenstände ausführen. Er kann den Herzog von York unterstützen, und die Kommunikation mit Holland behaupten. Er kann zweitens, wenn der Feind Mastricht berennen sollte, sogleich über die Ruhr marschiren, viele Punkte der feindlichen Circumballation bedrohen, sich auf einmal näher zusammenziehen, und einen Punkt der gedachten Circumballation angreifen, die auf diese Art gewiß durchbrochen wird. Mastricht ist alsdann befreit. Er kann drittens, wenn der Feind mit Macht zwischen Koblenz und Köln gegen den Rhein vordringen sollte, ebenfalls in die Offensive übergehen, und mit einem verhältnißmäßigen Korps den Feind angreifen. Er kann endlich, wenn er selbst in der Front angegriffen würde, die Seitenkorps noch zu

rechter Zeit an sich ziehen, oder, wenn ein allgemeiner Angriff statt finden sollte, mit gewissen dazu bestimmten Korps (diejenigen nemlich, welche auf einem dazu schicklichen Terrain stehen), den Feind selbst angreifen, und durch ein solches entschlossenes Betragen die feindlichen Projekte vereiteln, den Muth des Feindes schwächen, den seiner eigenen Truppen aber aufs neue beleben. Auf diese Art führt man die Defensiv viel sicherer, als wenn man sich in einer ausgedehnten Stellung angreifen läßt.

Sobald das Mela'sche Korps das linke Ufer der Mosel verläßt, mußte ein kleines preussisches Korps die Mosel passiren*), nicht, um die eigentliche Rolle des General Mela's zu übernehmen, weil ich diese, besonders bei der Voraussetzung, daß der General Clairfait sich mehr concentriert, für gefährlich halte, sondern

*) Hierzu hatte sich der Feldmarschall Mollendorff erboten; aber der Rückzug der Clairfait'schen Armee machte diese zweckmäßige Absicht rückgängig. Eben so verhinderte dieser Rückzug die Ausführung einer offensiven Operation, die der Feldmarschall vorgeschlagen hatte, um den Progressen des Feindes am rechten Ufer der Maas Einhalt zu thun.

dern nur um den Feind glauben zu machen, daß sich der Wirkungskreis der preussischen Armee nicht bis an das rechte Ufer allein erstreckt, und doch wenigstens Koblenz auf dieser Seite gegen Partheien und schwache Versuche des Feindes zu decken. Sollte der Feind aber mit einer Armee und mit Nachdruck von Trier an der Mosel vordringen wollen; so müßte das am linken Ufer befindliche Korps den Angriff nicht abwarten, sondern sich bei Koblenz über den Rhein zurückziehen, und unter die Kanonen von Ehrenbreitstein setzen. Das Gros der preussischen Armee aber hat die Wahl zwischen zwei Stellungen. Will sie die Schlacht und die Gefechte im Gebirge nicht vermeiden; so bleibt sie größtentheils am rechten Ufer der Mosel; ein kleines Korps aber unter den Kanonen von Mainz. Diese Stellung ist aber ausgedehnt, und setzt dem Gebirgskrieg aus, wo man die Kavallerie nicht gebrauchen kann. Soll die preussische Armee aber die Schlacht vermeiden, oder sie nur in einem Terrain annehmen, wo sie mit der größten Wahrscheinlichkeit siegt; so muß sie sich in der Ebene zwischen Bingen, Oppenheim und Mainz concentriren.

Diesem Vorschlag wird allerdings von manchen widersprochen werden; man wird sagen, daß die Kommunikation mit der Clairfaischen Armee am linken Ufer des Rheins verlohren, am rechten Ufer aber nur über den Westerwald zu nehmen wäre. Man wird sagen, daß der Feind Koblenz und Bonn heimsuchen, und die Schifffahrt auf dem Rhein zwischen Köln und Koblenz unsicher machen würde. Ferner, daß die preussische Armee ihre Winterquartiere am linken Ufer des Rheins nicht wird ausdehnen können. Diese Einwendungen können, glaube ich, auf folgende Art beantwortet werden. Die Kommunikation mit dem General Clairfait am linken Ufer hört nicht eher völlig auf, bis das am linken Ufer der Mosel gestandene preussische Korps durch die entschiedene Ueberlegenheit des Feindes genöthigt worden ist, über den Rhein zurückzugehen. Wollte man die Kommunikation erhalten: so müßte man das Korps in diesem Falle verstärken, und dies könnte nach und nach die ganze preussische Armee verwickeln. Die preussische Armee darf aber, nach meiner schwachen Einsicht, eine Schlacht am linken Ufer des Rheins nur in einer Absicht annehmen, nemlich um

Mainz zu retten, und zwar nur in einem Terrain, wo sie concentrirt ist, und gewiß siegen wird. Was die Winterquartiere betrifft, so mußte erst erwiesen werden, ob es in der gegenwärtigen Lage rathsam sey, selbige am linken Ufer des Rheins zu nehmen, und ich zweifle, daß sich mehr Gründe für als wider diesen Satz finden sollten.

Der Winter von 1793 auf 1794 kann nicht zur Regel angenommen werden, da die Niederlande und Trier damals in unsern Händen waren.

Vierzehnter Brief

Den 25. September.

Ich kann Ihnen, mein werthester Freund, eine der wichtigsten und glänzendsten Begebenheiten dieses Feldzugs mittheilen. Der Erbprinz von Hohenlohe hat, nach einigen Kleinern vorhergegangenen, alle zu seinem Vortheil ausgefallenen Gefechten, ein feindliches Corps von etwa 10000 Mann den 20. dieses bei Kaiserslautern angegriffen, geschlagen und

zernichtet. Dreitausend Mann sind auf dem
 Platze geblieben, viertausend Mann gefangen,
 und, nebst vielen Wagen und vieler Munition,
 5 Kanonen erobert worden. Das Korps des
 Erbprinzen bestand aus kaiserlichen, preussischen,
 pfälzischen und darmstädtischen Truppen,
 die alle, unter der Anführung dieses klugen
 und entschlossenen Generals, mit einem
 bewundernswürdigen Muth besetzt waren.
 Noch bei keinem Gefecht in diesem Kriege hatte
 die Kavallerie eine schönere Gelegenheit, die
 Vortheile ihrer Taktik, ihre Disciplin, und
 ihren Muth auf eine glänzendere Art zu zeigen,
 als an diesem merkwürdigen Tage. Sie löste
 gewissermassen das Problem auf, ob die In-
 fanterie durch die Kavallerie überwunden wer-
 den könne? Ich sage gewissermassen; denn
 als mathematischer Beweis kann denn doch die-
 ser Fall nicht angeführt werden, wenn man
 bedenkt, daß deutsche Kavallerie eine französi-
 sche Infanterie angriff, so wenig als die
 Schlacht bei Rossbach einen solchen Beweis ab-
 geben kann. Das vortreffliche Benehmen un-
 serer Kavallerie verliert indessen nichts von ih-
 rem Werth. Fehlt es der französischen Infa-
 nterie an Disciplin und Taktik, so ersetze sie dies

sen Mangel einigermaßen durch die Verzweiflung, mit der sie focht, denn der Tod war ihr unvermeidliches Schicksal. Durch den Zusammenhang verschiedener Ursachen und Umstände hatte sich die französische Infanterie in verschiedene Massen und Quarres formirt. Weder das Feuer, noch das sogenannte republikanische Bajonet, hielten unsere Kavallerie ab. — Sie stürzte sich in diese Haufen, in diese Bajonette; wenige der unsrigen fielen den Tod des Helden, die übrigen hieben sich eine Oeffnung in die Phalangen, und dies war das Zeichen einer völligen Zernichtung. Der Säbel achtete kein Bajonet, und richtete ein erschreckliches Blutbad an. Die Regimenter Wolfradt, Blücher, Ratt und Schmettau zeichneten sich aus, wie vormals die brave preussische Kavallerie in den Ebenen von Hohen-Friedberg, von Rossbach, von Zorndorf, und bei so vielen andern Gelegenheiten. Auch die braven kaiserlichen Regimenter von Wezzy und Waldeck gaben ausgezeichnete Beweise ihrer Tapferkeit.

Die pfälzischen Chevaux-legers rächten an diesem Tage ihren Vater und ihren Bruder, und ihr Arm fiel schwer auf die Zerstörer und Mordbrenner der fruchtbaren und schönen

Pfalz. Es war ein wahrer Tag der Rache. — Denken Sie sich Massen von drei Bataillons in einer halben Stunde zu Boden gestreckt. Ein schrecklicher Anblick für den Menschenfreund! Ich mache Ihnen keine Relation von dieser Schlacht; sie wird ohnedem öffentlich bekannt gemacht werden. Nur über die Ursachen, die sie veranlaßt haben, will ich einige Bemerkungen machen, die vielleicht in den öffentlichen Blättern nicht erwähnt werden dürften. Schon jetzt suchen unwissende und böse Menschen den Werth dieses Siegs herabzusetzen, weil wir Kaiserslautern wieder verlassen haben, und in unsere vorige Stellung bei Pfödersheim und Worms zurückgehen. Was helfen alle die Todten und Gefangenen, sagen diese Reider des Ruhms, wenn man keine andere Vortheile dadurch erlangt? Diesen also will ich vors erste sagen, daß zwei wesentliche Vortheile mit diesem Siege verbunden sind. Der erste besteht darin, daß wir ein ganzes feindliches Korps so zu sagen vernichtet haben, worunter sich die besten Bataillons der Rheinarmee befinden, die nemlich, welche den Namen der Tirailleurs führen, und wie unsere Füselierbataillons betrachtet werden können. Ich frage einen jeden

Sachverständigen, ob ein General nicht Tadel verdient, der die Gelegenheit hat, ein ganzes feindliches Korps aufzureiben, und sie nicht benutzt, wenn man dies mit einem sehr geringen Verlust ausführen kann? Es ist bekannt, daß wir nicht mehr als einige hundert Todte und Blessirte hatten, da der Feind hingegen sieben bis achttausend Mann verlohren hat. Der zweite Vortheil, den uns dieser Sieg gewährt, ist, uns wegen des am 13. Julii beim Johannskreuz und auf dem Schänzel erlittenen Verlustes gerächt zu haben. Bis zu diesen Begebenheiten war es dem Feinde noch nie gelungen, ein preussisches Korps zu schlagen; so oft er angriff, war er repoussirt worden; so oft wir angriffen, schlugen wir ihn. Nur an diesem Tage siegte die Menge über den Muth und den hartnäckigsten Widerstand kleiner Haufen. Um sich an dem Feinde zu rächen, und den Muth unserer Soldaten aufs neue zu beleben, mußte man die erste Gelegenheit benutzen; und wir erreichten diesen Zweck vollkommen.

Die eigentliche Veranlassung zu den Bewegungen des Hohenloh'schen Korps, und zu diesen Gefechten, gab der Posten von Trier, dessen Wiedereroberung beschloffen war. Es

war in dieser Absicht sehr nützlich, eine Expedition auf Kaiserslautern zu machen; eines Theils, um die Aufmerksamkeit des Feindes, während des Angriffs, von Trier abzuführen, und dann den Feind zu nöthigen, die Moselarmee zu schwächen, und ihn zu verhindern, das kaiserliche Korps des General Melas, welches den Posten von Trier besetzt hätte, so gleich mit großer Ueberlegenheit anzugreifen. Es war indessen festgesetzt worden, da die Expedition auf Kaiserslautern nur Mittel war, jene Operation auf Trier zu erleichtern, nicht eigentlicher Endzweck, sich in kein unsicheres Gefecht einzulassen, nur ernstliche Demonstrationen zu machen, und die Gelegenheiten zu benutzen, die sich ohne Gefahr darbieten würden. Die Gelegenheit fand sich, und der Erbprinz von Hohenlohe benutzte sie auf eine meisterhafte Art. Es sollte eigentlich am 20. nur eine Rekognoscirung vorgenommen werden. Um aber jede günstige Gelegenheit benutzen zu können, rückte das ganze Korps nach, und blieb à portée, die zur Rekognoscirung bestimmten Truppen zu verstärken. Wir hatten uns den 18. des Scherle-Bergs bemächtigt, und folgten den 19. gegen verschiedene heftige An-

griffe des Feindes behauptet. Der französische General Meunier, der bei Kaiserslautern Kommandirte, hatte das Gefährliche seiner Lage eingesehen, und dem General der Rheinarmee, Michault, gemeldet, daß er den Posten von Kaiserslautern gegen einen ernstlichen Angriff nicht würde behaupten können. Michault, anstatt ihm den Befehl zu geben, sich bei Zeiten zurückzuziehen, machte ihn auf die Nothwendigkeit, den Scherle-Berg wieder zu erobern, aufmerksam. Dies bewog Meunier, den 20. einen neuen Angriff zu wagen. Der Prinz wurde von dem Angriffe der feindlichen Kolonnen benachrichtigt; er faßte also den Entschluß, den Angriff nicht abzuwarten, sondern dem Feinde zuvor zu kommen und entgegen zu gehen. Daß er Recht hatte, beweist der glückliche Erfolg, und sein Entschluß wurde durch den vollkommensten Sieg gekrönt. Der Prinz wußte indessen nicht, daß die Operation auf Trier rückgängig geworden war. Da er es aber alsobald erfuhr, so schloß er ganz richtig, daß er nunmehr nicht Ursach hätte, sich bei Kaiserslautern aufzuhalten, und sich in einer übeln Stellung wiederholten Angriffen des Feindes auszusetzen, die, wenn sie auch alle zurückge-

schlagen worden wären, doch Menschen gekostet hätten. In dieser Lage war uns der Posten von Kaiserslautern von keinem Nutzen: es war vielmehr vorauszusehen, daß die Vortheile der Franzosen an der Durte und Maafz, und die Rückzüge der Clairfait'schen Armee auf die Schritte der Armee des Feldmarschalls von Möllendorf und des Herzogs Albrecht Einfluß haben würden. Man mußte sich also in eine Stellung setzen, die jede daraus entstehende Bewegung erleichterte. Ueberdies war die Ebene zwischen dem Gebirge und Worms nur durch ein schwaches Korps besetzt. Hätte der Feind die Zeit gehabt, dessen wahre Stärke kennen zu lernen; so konnte er leicht einen Versuch gegen selbiges machen, und wenn er auch nicht völlig geglückt wäre, so nöthigte es doch den Prinzen zu detaschiren, und sich im Gebirge zu schwächen. Genug, es setzte den Prinzen in die Nothwendigkeit, Postenbesetzungen anzunehmen, welche man in diesem Kriege durchaus vermeiden muß, wenn es irgend möglich ist.

Während der Erbprinz von Hohenlohe mit seinem ganzen Korps die Expedition gegen Kaiserslautern ausführte, hatte der Herzog

Albert den Feldmarschall-Lieutenant, Graf
 Wartensleben, mit einem Korps bei
 Worms über den Rhein gehen lassen, um die
 Plaine zwischen dem Gebirge und dem Rhein
 zu decken. Dieser General hatte sein Lager auf
 der Höhe von Obersilzheim genommen, und
 nur ein Detaschement bei Worms gelassen.
 Man würde ihm Unrecht thun, wenn man ihn
 beschuldigte, daß er, während jener Vorfälle
 im Gebirge, mehr hätte thun sollen, als er ge-
 than hat. Sein Korps war nicht stärker als
 7000 Mann, und den 19. schien seine Lage in
 der That etwas kritisch zu werden. Der Feind
 hatte die Berge zwischen Türkheim und Leinin-
 gen, hinter Weiß am Berge und Leisstadt, mit
 10 Bataillons wieder besetzt, und machte an
 eben dem Tage eine Demonstration gegen
 Worms mit 5000 Mann. Noch am Abend hielt
 er Frankenthal stark besetzt. Der Graf War-
 tensleben durfte Worms, wo seine Brücke
 über den Rhein sich befand, nicht aus den Au-
 gen lassen. Rückte er von Obersilzheim vor,
 so entfernte er sich noch mehr von diesem Punkte,
 und marschirte er mit dem größten Theil des
 Korps auf Frankenthal, um den Feind zu ver-
 treiben (denn mit weniger durfte er es nicht

wagen): so konnte dies nicht geschehen, ohne von den hinter Leistadt stehenden feindlichen Korps deutlich gesehen zu werden. Dieses Korps konnte also leicht einen Versuch machen, die wenigen bei Obersilzheim gebliebenen Truppen anzugreifen, deren Rückzug den Prinzen von Hohenlohe genöthigt hätte, mit dem ganzen oder dem größten Theile seines Korps zurück zu kehren.

Den 20. hatte der Feind zwar Frankenthal verlassen; aber hinter Leistadt und Weiß am Berge waren die Berge gleich stark besetzt. Hätte der Graf von Wartensleben vermuthen können, daß der Erbprinz von Hohenlohe den Feind an diesem Tage bei Kaiserslautern angreifen würde, so hätte er mit dem Prinzen eine Unternehmung gegen die 10 Bataillons hinter Leistadt verabreden können, die gewiß den glücklichsten Erfolg gehabt hätte. Eine starke Infanteriekolonne hätte nemlich diesen Bataillons über Maßberg in den Rücken kommen können, während der größte Theil der Wartensleben'schen Kavallerie mit etwas Infanterie gegen Herxheim vorgerückt wäre. Der Feind hatte nur zwei Wege zum Rückzuge, entweder in das Türkheimer Thal, und dieses

würde ihm durch die gedachte Infanteriekolonne beschwerlich, wo nicht ganz unmöglich gemacht worden seyn; oder in der Strafe über Ungstein nach Türkheim. Hier konnte ihn die Kavallerie, welche bei Herrheim in Bereitschaft stand, verfolgen, angreifen, und wahrscheinlich größtentheils aufreiben. Da der Feind gar keine Kanonen hier hatte; so war diese Unternehmung um so leichter, und der glückliche Erfolg um so wahrscheinlicher. Aber weder der Prinz, noch der Graf Wartenleben, konnten dieses Projekt am 20. entworfen haben, und in der Nacht vom 20. zum 21. verließ der Feind alle Posten bis Mosbach, wo er sich concentrirte. Auch dieses hatte der Graf Wartenleben nicht vermuthen können, da er von der bei Kaiserlautern erfolgten Schlacht nichts wußte. Um die Aufmerksamkeit des Feindes in der Plaine noch mehr zu beschäftigen, und ihn von einer Unternehmung auf Worms abzuhalten, ließ der Herzog Albert das von Mannheim abmarschirte Korps des Grafen Wartenleben durch andere Truppen ersetzen, die, unter den Befehlen des Generalmajor von Kosspoth, verschiedene Demonstrationen gegen die Rehbach machen mußten,

welche von wesentlichem Nutzen waren. Durch diese zweckmäßigen Vorkehrungen des Herzogs konnte das Korps des Erbprinzen von Hohenlohe ungeschwächt bleiben.

Fünftehnter Brief

Den 8. Oktober.

Der Rückzug des Feldzeugmeisters, Grafen Clairfait, über den Rhein, giebt den Angelegenheiten der alliirten Armeen die nachtheiligste Wendung. War es je in diesem Kriege nothwendig, eine Hauptschlacht zu liefern; so war es vor diesem Rückzuge. Warum lieferte er diese Schlacht nicht? Es ist nicht meine Absicht, das Betragen dieses verdienstvollen und tapfern Generals, der in diesem Kriege so manche Beweise seiner Talente und Entschlossenheit gegeben hat, zu tadeln. Wahrscheinlich hatte er wichtige Ursachen, diesen Schritt zu thun. Ich will nur zeigen, daß er den Rückzug der preussischen Armee anfangs bis Mainz, und endlich vielleicht über den Rhein ohnsehl-

bar nach sich ziehen muß. Denn da die Clait-
fait'sche Armee wenigstens bis zum Ende die-
ses Feldzuges vom Kriegstheater gleichsam ver-
schwunden ist; so kann der Feind nunmehr we-
nigstens zwei Drittheile der Macht, die er ge-
gen diese Armee gebrauchte, mit der Mosel-
und Rheinarmee vereinigt, gegen die preussische
Armee und die Korps der Generale Nau-
endorf, Melas und Benjowsky verwen-
den, und diese Uebermacht, verbunden mit der
Lebhaftigkeit und Beharrlichkeit seiner täglichen
Angriffe, müssen nothwendig den Rückzug ge-
dachter Armeen und Korps nach sich ziehen.

Betrachte ich die Sache bloß aus einem mi-
litairischen Gesichtspunkte, so ist zu wünschen,
daß dieser Rückzug so spät als möglich gesche-
hen möge; nicht um Koblenz zu retten, denn
Koblenz ohne Ehrenbreitstein ist nichts; sondern
um Mainz bis zum Winter zu behaupten.
Dieser Zeitgewinn kann auf zweierlei Art er-
langt werden. Entweder man sucht die Mosel
und den Hundsrücken zu behaupten, oder man
konzentriert die ganze Armee hinter der
Selze. Im ersten Falle setzt man sich täglichen
Gefechten im Gebirge aus, und es ist nicht
zweifelhaft, daß man dadurch nach und nach

eben so viel und vielleicht mehr Menschen verliere-
 ren würde, als in einer Hauptschlacht, ohne
 versichert zu seyn, das Terrain wirklich zu be-
 haupten. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß
 der Feind endlich unsere Armee durch tägliche
 Gefechte ermüden, und zum Rückzuge nöthigen
 würde. Sie müßte sich alsdann doch hin-
 ter der Selze concentriren, in einem Zustande
 und in einer Stimmung des Soldaten, welche
 die Wahrscheinlichkeit des Sieges wenigstens
 um die Hälfte vermindern würde. Warten
 wir aber die anhaltenden Angriffe des Feindes
 im Gebirge nicht ab; ziehen wir uns, nicht
 vor einem Schatten, sondern vor einer wirkli-
 chen überlegenen feindlichen Macht, mit Ord-
 nung und Anstand, nach und nach bis hinter
 die Selze und bis in die Position von Zorn-
 heim ꝛc. zurück: so stehen wir hier mit unge-
 schwächter Kraft, mit dem durch den letzten
 Sieg bei Kaiserslautern aufs neue belebten
 Muthe unserer Soldaten, in einem für alle
 Waffen und für unsere Taktik schicklichen Ter-
 rain, zur Schlacht, und, wenn nicht eine un-
 sichtbare Hand unsern Untergang beschlossen
 hat, des Siegs gewiß, eines Siegs, den uns-
 re Kavallerie benutzen, der dem Feinde viele
 Men-

Menschen und Kanonen kosten, und uns den Besitz von Mainz bis ans Ende dieses Feldzuges unfehlbar versichern würde.

Daß wir Mainz durch diesen Rückzug am sichersten retten, ist um so einleuchtender, da es sogar wahrscheinlich ist, daß der Feind die Schlacht in einem solchen Terrain, gegen die ganze concentrirte Armee des Feldmarschalls Möllendorf, mit dem Benjowskischen Korps vereinigt, nicht liefern werde. Er wird wahrscheinlich zufrieden seyn, sich der Mosel bis Koblenz zu versichern, und vielleicht Rheinfels bombardiren. Nehme ich auch den übelsten Fall an, nemlich den Verlust von Rheinfels: so bleibt doch gewiß Mainz, die Perle des Rheins, in diesem Augenblick in unsern Händen, welches nicht mit gleicher Gewißheit zu behaupten ist, wenn wir den Hundsrücken hartnäckig vertheidigen, und unsere Armee durch tägliche Gefechte schwächen lassen. Es scheint daher ganz der Vernunft gemäß, sich hinter der Selse zu concentriren. Eine politische Ursache muß den Feldmarschall von Möllendorf überdies zu diesem Entschlusse bewegen. Unsere Angelegenheiten in Pohlen nehmen eine Wendung, die den König in die

Nothwendigkeit setzen, seine Macht daselbst zu verstärken. Wer bürgt dem Feldmarschall, daß nicht ein Theil seiner Armee, oder die ganze Rheinarmee, zur Sicherheit unserer eigenen Gränzen und des Staats, vom Rhein zurückgezogen werden müsse*)? Ist er dem Könige und dem Staate die Erhaltung dieser Armee, zur Abwendung einer nähern und größern Gefahr, nicht schuldig? So wirken, leider! zum Glück der Franzosen tausend Ursachen, die dem gegen sie stehenden General die Hände binden.

Dies mußten, meines Erachtens, die Betrachtungen des Feldmarschalls von Möllendorf seyn, als er den Rückzug der Clairfaischen Armee erfuhr. Daß er den sichersten und weisesten Weg erwählte, ist aus seinen bisherigen Schritten unverkennbar**). Um zu be-

*) Daß die Vermuthung gegründet war, hat der Erfolg gelehrt.

**) Indem ich dieses schreibe, hat der Generalleutenant, Graf Kalkreuth, bereits den Hundsrücken verlassen, weil ihn der Feind anzugreifen droht, und seine Vorposten auch wirklich repoussirt hat. General Röchel hat sich auf Kreuznach repliirt, und Erbprinz von Hessenlohe steht hinter der Seebach bei Becht-

weisen, daß diese Schritte militairisch-richtig sind, will ich mich in ein näheres Detail der feindlichen Operation einlassen.

Die Stellung der preussischen Armee mit dem Korps des Feldmarschalllieutenant Benjowsky, als die Clairfait'sche Armee bei Köln über den Rhein gieng, und der Feind also seine ganze Macht gegen die Mosel wenden konnte, war mit dem linken Flügel bei Worms an den Rhein appuirt, und lief über Pfedersheim, Zell, Kirchheim-Poland, Kalbach, Kirn und Stumpfenthurm an die Mosel. Da der General Melas, sobald er vom Rückzuge der Clairfait'schen Armee unterrichtet worden war, den Posten von Kaisersesch verlassen,

heim, so wie der Generalleutenant Thadden sich von Kirchheim-Poland nach Alzei, und Generalleutenant Kleist ebenfalls von Kalbach gegen Honheim zurückgezogen hat. Die preussische Armee, nebst dem k. k. Korps des Feldmarschalllieutenants Benjowsky, steht also mit dem rechten Flügel auf dem Roßbuckberge bei Bingen, und macht einen halben Mond über Kreuznach, Honheim und Bockenheim bis an den Rhein. Eine immer noch sehr weitläufige Stellung, wo man sich aber frei bewegen kann.

und sich bis gegen Koblenz zurückgezogen hatte; so mußte der rechte Flügel der preussischen Armee unter dem Generallieutenant, Graf Kalkreuth, nothwendig auch die Mosel von Trarbach bis Koblenz beobachten, besetzen, und nöthigenfalls vertheidigen, wenn der Feind seinen Angriff in der Front mit einem Angriff in der rechten Flanke verbinden würde. Die Armee nahm also von Worms bis an die Mosel bei Stumpfenthurm ein Terrain von 25 bis 30 Stunden, und von Trarbach bis gegen Koblenz 8 bis 9 Stunden ein. Sie hatte nemlich 35 bis 40 Stunden zu vertheidigen. Es ist nicht zu läugnen, daß die preussische Armee am Ende dieses Feldzuges noch in ihrer vollen Kraft ist, daß sie nicht viel gelitten hat, daß sie durch den patriotischen Eifer und die Einsicht des Generallieutenants, Grafen von Schulenburg, ungemein gut verpflegt wurde, wenig Kranke hat, und folglich dem Feinde furchtbar ist. Es ist nicht zu läugnen, daß der Herzog Albert ein Korps von 18000 Mann kaiserlicher und Reichstruppen zur preussischen Armee hat stoßen lassen, um gemeinschaftlich das linke Ufer des Rheins zwischen dem rechten Moseluser und dem Rhein zu vertheidigen, und daß es also

gewiß dem Feinde nicht leicht seyn wird, eine solche Macht zu überwinden. Die größte Armee setzt sich aber in kleine Theile, wenn sie obige Strecke besetzen will, und muß nothwendig einzeln geschlagen werden. Der dritte Feldzug bietet mehr als ein Beispiel dieser Wahrheit dar. Will man diesem Uebel gewissermassen abhelfen, so ist kein andtes Mittel, als: den größten Theil der Armee in den Raum zwischen der Nahe und der Mosel zu bringen, weil man mit Gewisheit voraussetzen kann, daß der Feind hier den wahren Angriff mit dem größten Nachdruck machen wird. Die preussische Armee darf aber Mainz nicht aus den Augen lassen, theils weil es der einzige Ort ist, wo sie im Fall eines Rückzugs über den Rhein mit Sicherheit zurückgehen kann, und theils, weil sie hier ihre Magazine und Depots hat. Es muß also, zu eben der Zeit, als sich die Armee gegen die Mosel concentriert, ein Korps ohnweit dem Rhein bleiben, um Mainz zu decken; dieses Korps kann sich zwischen Kirchheim-Poland und Worms nicht behaupten, weil es auf der rechten Flanke tournirt werden kann, es muß sich also nach und nach bis unter die Kanonen von Mainz zurückziehen. Der größte Fehler,

den man begehen könnte, wäre: sich von Mainz abschneiden zu lassen; es müßte also wenigstens ein Korps auf der Kommunikation verbleiben.

Man nehme nun an, daß der Feind mit 30000 Mann die Generale Nauendorf und Melas, den ersten bei Andernach, den andern bei Koblenz und Pollich, en Échec hält; mit 100000 Mann aber die preussische Armee angreift: so kann er sich ohne Gefahr in 4 Hauptkorps theilen. Das erste, zu 10000 Mann, rückt von Trier über Kaisersesch längst der Mosel, und bedroht die Mosel von Trarbach bis Pollich. Das zweite Korps, von 50000 Mann, wobei sich die meisten Tirailleurs befinden, macht tägliche Angriffe zwischen der Mosel und der Glan. Das dritte Korps, von 20000 Mann, rückt zwischen der Glan und dem Donnersberg gegen Fürfeld, Kreuznach und die Kommunikation. Das vierte Korps, von 20000 Mann, rückt über Gelheim, Zell und Kirchheim-Poland gegen Alzey und Odernheim vor. Ein besonderes Korps, nemlich der Ueberrest der Rheinarmee, hält Mannheim und die Armee des Herzogs Albert en Échec.

Diese verschiedenen Korps rücken in gleicher Höhe vor, bedrohen alle Punkte zu gleicher

Zeit, ohne daß man von ihrer wahren Stärke genau unterrichtet ist, und auch in der That nicht unterrichtet seyn kann; denn der Marsch des Feindes ist so disponirt, daß sich die Korps von einem Tage zum andern wechselseitig unterstützen können. So kann z. B. die Kolonne, welche im Glan=Thal marschirt, eben so gut zum zweiten Korps links, als zum dritten Korps rechts stoßen. Eben so kann das vierte Korps eine Kolonne über Winnweiler und im Thal der Apel, oder bei weiterer Vorrückung von Kirchheim=Poland über Orbis und Wendelsheim, zum dritten Korps detaschiren. Das dritte Korps kann also unvermerkt von 20 bis zu 40 und mehreren tausend Mann anwachsen. Wohin soll nun der Feldmarschall M ö l l e n d o r f seine meiste Aufmerksamkeit verwenden? Gewiß nicht nach dem Hundsrücken und der Mosel, sondern auf die Kommunikation mit Mainz. Denn hätte er auch wirklich den Hundsrücken und die Mosel behauptet: so müßte er doch beides verlassen, wenn er in Gefahr wäre, seine Kommunikation zu verlieren. Hätte er es aber nicht bei Zeiten gethan, hätte er die Kommunikation verloren, müßte er dieselbe durch eine Schlacht wieder erlangen,

weil er sich sonst einem sehr gefährlichen Rückzuge über den Rhein aussetzen würde: so hätte er den größten Fehler begangen, den ein General begehen kann. Er hätte nemlich seine Armee dem größten Unglück für einen kleinen Endzweck ausgesetzt, und nehme man auch an, daß er die Schlacht gewönne, so hätte er, um Mainz zu behaupten, zwei, drei, vielleicht vier und mehrere Schlachten und Gefechte unter ungunstigen Umständen geliefert, anstatt, daß er es mit einer Hauptschlacht unter den günstigsten Umständen hätte abthun können. Er würde also in jedem Falle dem König und dem Staat für die Aufopferung der Menschen, und dem Reiche verantwortlich seyn. Er würde von seinen Zeitgenossen und von der Nachwelt mit unerbittlicher Strenge gerichtet werden, und seinen Ruhm auf ewig verlohren haben.

Kein vernünftiger und unbefangener Mann kann also den Feldmarschall tadeln, daß er bei Zeiten den Entschluß faßte, die Mosel und den Hundsrücken zu verlassen, und sich in ein Terrain zu concentriren, wo er nicht nur den Hauptendzweck, nemlich Mainz zu decken, sicher und gewiß erfüllt, sondern auch eine

Schlacht mit weit mehrerer Wahrscheinlichkeit des Siegs liefern kann, wenn sonst politische und andere Verhältnisse ihm diese Schlacht zur Pflicht machen, und seinen Arm nicht lähmen.

Aus dem Vorhergehenden ist es, deucht mir, erwiesen, daß der Feldmarschall von Müllendorf in der strikten Vertheidigung nichts besseres thun konnte, als er that. — Es fragt sich nun, ob man nicht durch eine Offensive die feindlichen Projekte hätte derangiren, und folglich wenigstens mehr Zeit gewinnen können, welches bei dem sich herannahenden Ende des Feldzuges doch eigentlich die Hauptsache ist. Um diese Frage zu beantworten, muß man untersuchen, welche offensive Operation diesen Endzweck erfüllt, und die feindlichen Operationen gehemmt hätte. Es war nicht möglich, mit dem Korps des Grafen von Kalkeuth, oder dem rechten Flügel der Armee vorzurücken, weil man dadurch die rechte Flanke und den Rücken der Armee bloßgegeben hätte. Je glücklicher der Angriff war, je weiter man vordrang, desto größer wurde die Gefahr: der Feind passirte oder forcirte die alsdann nur schwach besetzte Mosel, bemächtigte sich der von

Simmern nach Koblenz und Bacharach führenden Strassen, und das Kalkreuth'sche Korps hatte keinen Rückzug mehr übrig. Mit dem linken Flügel konnte eben so wenig eine offensive Bewegung gemacht werden. Eine Unternehmung und Vorrückung des linken Flügels, oder des Hohenloh'schen Korps, auf Kaiserslautern, konnte von keinem Nutzen seyn, weil sie den Feind in seiner Operation an der Mosel nicht einen Augenblick aufgehalten hätte. Er wußte sehr wohl, daß es zu spät im Jahr war, um diese Bewegung weiter als Kaiserslautern zu verfolgen. Es war also nur eine einzige entscheidende Bewegung übrig, die nemlich, daß der Feldmarschall selbst mit dem Corps d'Armée von Kreuznach und Kirn nach Baumholder und Birkenfeld vorgerückt wäre, und die hier vorgedrungenen feindlichen Kolonnen angegriffen hätte. Schlug er selbige, so trennte er die Moselarmee von der Rheinarmee, und hinderte die erstere, ihre Operation gegen das Kalkreuth'sche Korps am rechten Ufer der Mosel fortzusetzen. Diese Bewegung, wenn sie auch mit dem besten Glücke begleitet war, konnte indessen keinen andern Nutzen haben, als einige Wochen Zeit zu ge-

winnen; denn man sieht wohl ein, daß der Feldmarschall bei Birkenfeld die Vereinigung der feindlichen Macht gegen ihn nicht abwarten, noch weniger aber sich der Gefahr aussetzen konnte, durch eine Bewegung des Feindes auf Kreuznach oder Alzey, von Mainz abgeschnitten zu werden. Er mußte also gleich, nach Ausführung der Unternehmung, von Birkenfeld nach Kreuznach zurückkehren; er opferte Menschen auf, setzte sich Posten- und Gefechten und einem beschwerlichen Rückzuge durch Defileen und auf äußerst schlechten Wegen aus, und erreichte dann endlich doch keinen andern Endzweck, als den er jetzt auf eine leichtere und sichrere Art erfüllt. Er hindert nemlich den Feind, in diesem Jahre eine ernstliche Unternehmung gegen Mainz auszuführen.

Sechzehnter Brief

den 24. Oct. 1794.

Endlich, mein werthester Freund, ist die preussische Armee auch über den Rhein zurückgegangen; sie steht am rechten Ufer ohnweit Mainz an beiden Ufern des Mains. Sie werden über diesen Schritt verschiedene Urtheile hören. Die Unwissenheit wird ihre Stimme erheben, und der Partheigeist wird sich mit ihr vereinigen, um ihn auf einer gehäßigen Seite zu zeigen. Man wird dem General Fehler aufbürden. Man wird vergessen, oder vergessen wollen, daß diese Armee die letzte ist, die über den Rhein zurückgeht, und daß sie am Ende des zweiten Feldzuges das linke Ufer unter mißlichen Umständen behauptete. Man wird sich vielleicht eben dieses Beispiels bedienen, um den dermaligen Rückzug zu tadeln, ohne zu bedenken, daß die Lage ganz verschieden ist, daß damals Trier in unsern Händen war, daß die Coburgische Armee nicht nur die Niederlande deckte, sondern drei fran-

zöfische Festungen eroberte. Lassen Sie das Publikum sprechen; seine Täuschung wird und kann nicht lange dauern; kalte Ueberlegung wird es bald eines andern überzeugen. Wenn sie sich die Mühe geben, meinen letzten Brief noch einmal zu lesen, so werden Sie schon überführt seyn, daß der Feldmarschall Möllendorf seine Armee bei Mainz completiren mußte, sobald der Feind ihm mit einem Angriff drohete, wenn er nicht den größten Fehler begehen wollte, den ein General begehen kann, nämlich sich en Detail schlagen oder von seinen Magazinen abschneiden zu lassen. Der alte Krieger, der allen Feldzügen in den zwei letzten schlesischen Kriegen auf eine ausgezeichnete Art beigewohnt hat, der selbst damals schon unter seinem siegreichen König Korps commandirte, verschiedene Bataillen entschied, der im Bayerschen Erbfolge-Krieg die rechte Hand des Prinzen Heinrich war, der die Kunst zu manövriren im hohen Grade versteht — dieser von der ganzen Armee geliebte und geschätzte General war zu klug, um in einen solchen Fehler zu fallen. Er zog sich mit Anstand und Ordnung ohne Verlust, anfangs in ein zwar

engere aber doch noch zu weitläufige Stellung zwischen Bingen und Worms, endlich aber hinter die Selze in eben die Stellung zwischen Ingelheim und Oppenheim, die der Herzog von Braunschweig im zweiten Feldzuge bezog und behauptete, nachdem die unglücklichen Auftritte bei Weissenburg die Aufhebung der Blokade von Landau und den Rückzug der Armee gegen Mainz nothwendig gemacht hatten. Hier stand die preussische Armee, an welche ein kaiserliches Korps von 18000 Mann unter dem Feldmarschalllieutenant Benjovskij angeschlossen geblieben ist, in einer Stellung, die allerdings geschickt war, die Schlacht anzunehmen, weil sie hier alle Waffen gebrauchen und manövriren konnte, und also gewiß gesiegt hätte. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß der Feind sie hier nicht angegriffen haben würde. Diese Meynung gründet sich auf die Regel, daß ein General eine Schlacht ohne wichtige Endzwecke nicht liefern soll. Die Franzosen konnten aber keine andere Absicht haben, als die Eroberung von Mainz, denn es gehörte nicht viel Scharfsinn und Logik dazu, um zu wissen, daß die preussische Armee in der

damaligen Lage unmöglich ihre Winterquartiere am linken Ufer des Rheins nehmen konnte. Mainz aber zu belagern, konnte ihnen am Ende des Octobers um so weniger einfallen, da sie wahrscheinlich nicht einmal mit dem nöthigen Geschütz und der zu einer solchen Unternehmung erforderlichen Munition versehen waren. Der Ausgang dieses Feldzuges war gewiß für beide Theile zu unerwartet, als daß die Franzosen zu einer solchen Operation vorbereitet seyn könnten. Ihre ganze Aufmerksamkeit hat sich gegen die Niederlande und Holland gezogen, und die Eroberung von Mainz kann nur in dem Gehirne furchtsamer Menschen erzeugt werden, die die Gefahr verblendet. Bedenken Sie nur, daß der Feind über den Rhein gehen muß, um Mainz zu belagern; daß er erst die preussische und kaiserliche Armee aus dem Felde schlagen muß; daß er also mehr als eine Armee hierzu anwenden und große Magazine anlegen müsse; daß dieses allein in den für ihn vortheilhaftesten Voraussetzungen vier bis sechs Wochen erfordert; daß die Belagerung also vor Ende Decembers nicht erfolgen konnte; daß in dieser Jahreszeit keine Belagerung mög-

sich ist, und daß er endlich auf Winterquartiere Verzicht thun mußte. Ist es also physisch-unmöglich, die Belagerung von Mainz in diesem Jahre zu unternehmen: so fällt die einzige Ursache weg, die den Feldmarschall Müllendorff hätte bewegen können, die Schlacht bei Mainz am linken Ufer des Rheins anzunehmen.

Da er in dieser Lage nicht kantoniren konnte, sondern kampiren mußte, so hätte er die Armee ohne Ursache in der späten Jahreszeit ruinirt. Er mußte also nach allen militairischen Gründen über den Rhein zurückgehen. Hiermit vereinigte sich aber noch ein sehr wichtiger Beweggrund: nämlich, eine eben in diesem Zeitpunkt erhaltene positive Ordre des Königs, keine Schlacht zu liefern, die Se. Majestät in diesen Umständen nicht für nothwendig erachteten, wie sie es auch in der That nicht war, sondern die Armee wo möglich ohne Verlust über den Rhein zurückzuziehen. Kein vernünftiger Mann, kein Soldat, der sein Handwerk studirt hat, wird diesen Entschluß des Königs tadeln. Er gründet sich nicht nur auf militairische Regeln, sondern war auch aus andern Ursachen

hen nothwendig geworden. Erſtlich hatten die Engländer aufgehört, ihre Subſidien zu bezahlen, und dann zogen die polniſchen Angelegenheiten die ganze Aufmerkſamkeit des Königs an ſich. Dieſe hatten ſeit dem verzögerten Anmarsch der Ruſſen und dem dadurch nothwendig gewordenen Rückzug des Königs, von Waſchau nach den Grenzen ſeiner Staaten, eine üble Wendung genommen. Empörungen in Süd-Preußen, Streifereyen der Pohlen in Weſt- und Oſt-Preußen, nöthigten den König ſeine Armee gegen Polen anſehnlich zu verſtärken, und einen Theil der Rheinarmee dahin zu detachiren. Der König hatte, meines Erachtens, für den Krieg gegen Frankreich genug gethan, was auch partheyiſche Menſchen dagegen ſagen mögen. Dieſer Krieg gieng doch eigentlich den preußiſchen Staat gar nichts an. Nur um ſeine Verbindlichkeiten gegen Deſterreich zu erfüllen, nur um die Rechte anderer deutſchen Fürſten zu vertheidigen, nur um dem zerſtörenden politiſchen Syſtem der Jacobiner Schranken zu ſetzen, entſchloß ſich der König, daran Theil zu nehmen. Er that noch mehr als die Allianz mit Deſterreich verheißte

anstatt 30000 Mann gab er im ersten Feldzuge 50000 und in den zwei folgenden 70000 Mann. Konnte man mehr von ihm fordern? Daß er Subsidien von England annahm, darüber wird man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß der preussische Staat durch den polnischen Krieg eine neue Last zu tragen hatte, da der König ohne alle Gefahr für seine Staaten und für seine Person mit Frankreich Frieden schloß, oder, da er nur Partie auxiliaire war, ohne Frieden vom Schauplatz abtreten konnte.

Dies ist, mein Freund, der Gesichtspunkt, aus welchem man die Schritte des Feldmarschalls Müllendorfs betrachten muß. Was hätte es Deutschland geholfen, wenn die preussische Armee nach dem Monat November zwischen der Selze und Mainz geblieben wäre? Gar nichts; denn der Erfolg wird es lehren, daß Mainz auch nach dem Rückzuge keiner Gefahr ausgesetzt ist. Man hätte nur Menschen ohne Nutzen aufgeopfert, und wenn auch der Feind dreimal mehr verlohren hätte.

Eben so wenig kann man es den Generälen Melas und Nauendorfs verdenken,

daß sie sich bei Koblenz über den Rhein zurückgezogen haben. Was würde es der gemeinen Sache helfen, wenn sie sich einen ganzen Monat zwischen Andernach, Esch und Koblenz herum geschlagen hätten? Bekamen die An- gelegenheiten in Holland dadurch eine günsti- gere Wendung? Der Ehrenbreitstein, der ihm hier verbiethet über den Rhein zu gehen, liegt am rechten Ufer und kann aus noch wichtigern Ursachen, als die sind, die ich oben wegen Mainz angeführt habe, dieses Jahr nicht belagert werden.

Ich kann indessen bei dieser Gelegenheit dem kaiserlich-königlichen Feldmarschall, Herzog von Sachsen-Teichen, die Gerechtigkeit nicht versagen, daß er bei allen Gelegenheiten dieses Feldzuges Alles gethan hat, was man von einem General erwarten kann, dem das all- gemeine Beste am Herzen liegt, und es ist gewiß, daß ohne die traurige Wendung der Operationen in den Niederlanden und dem Rückzuge der Allirten über den Nieder-Rhein die vereinigte preussische und Reichsarmee nie daran gedacht hätten über den Rhein zu ge- hen, und die fruchtbaren Gegenden des linken Rheinufers zwischen Speier und

Mainz den Bedrückungen des Feindes Preiß zu geben.

Was Sie aber, mein Freund, als ein Preuße, besonders freuen muß, ist der Ruhm, den unsere braven Krieger auch in diesem Feldzuge behauptet haben. Selbst der unglückliche Vorfall am 13. Jul. kann ihnen nicht zur Last gelegt werden, denn sie fochten mit einem Muthe, der dem Feinde, ohngeachtet seines Sieges, viel Blut gekostet hat. Bei allen übrigen Gelegenheiten von den beiden Schlachten bei Kaiserslautern bis zu den kleinsten Scharmützeln waren sie immer Sieger. Sie sind, glauben Sie mir sicher, noch die nämlichen Preußen, welche in dem ungleichen Kampfe des siebenjährigen Krieges den Staat gegen halb Europa vertheidigten und erhielten. Ich getraue mir noch mehr zu sagen, und zu behaupten, daß die preußische Armee durch verschiedene sehr gute Einrichtungen des jetzigen Königs in mancher Rücksicht noch besser ist, als sie damals war. Der Officier hat von seiner Energie nichts verlohren, und in der Theorie ist ein größerer Theil gebildet. Auch der gemeine Mann ist im Ganzen besser, treuer und nicht weniger brav. Die Verpfl-

gung und Lazareth sind in besserem Stande. Es ist also mit dieser Armee eben das zu machen, was Friedrich der Große mit ihr unternahm. Sie hat in diesem Kriege, wo sie nicht für ihren Heerd sicht, ja, wo sie die Ursache des Kriegs gewissermaßen als fremd betrachtet, auffallende Beweise ihres Muths und ihrer guten Disciplin und Organisation gegeben. Lassen Sie erst die Armee für ihren Heerd, für ihr Vaterland fechten, dann werden Sie eben die Wunder der Vorzeit sehen. Und wer weiß, ob wir es nicht noch erleben — ob nicht Süd-Preußen für Friedrich Wilhelm den Zweiten das wird, was Schlesien für seinen Vorfahrer ward? Denn weder der Widerstand der Polen, noch die Politik dürfen dem Könige diese Acquisition rauben. Er muß sie behaupten, und ein treuer Preuße wird gern und willig sein Blut für die Würde und Ehre des Königs und des Staats vergießen. Dies ist jetzt meine Meinung, nachdem einmal der Schritt gethan ist, und nachdem der Staat für den Aufwand des französischen und polnischen Kriegs eine Entschädigung haben mußte. Vielleicht würde ich im Jahr 1792. weder für das eine noch

R 3

Martin-Luther-Universität
 Institut für Geschichte
 des Deutschen Volkes

für das andere gestimmt haben, vielleicht würde ich die Erhaltung des Friedens ohne Vergrößerung und Erweiterung der Gränzen für das beste politische System gehalten haben. In diesem Augenblick aber ändert sich der Gesichtspunkt. Die Würde des Königs und des preussischen Staats macht die nachdrücklichsten Maaßregeln nothwendig. *)

*) Als dieser Brief geschrieben wurde, war Kokciuszko noch nicht geschlagen, und es war in der That, wenigstens für den entfernten Beobachter, ein kritischer Augenblick, der die ganze Aufmerksamkeit eines Preußen beschäftigten mußte.

Siebzehnter Brief

Uebergabe

der Fleschen und Rheinschanze bei Mannheim und freiwillige Verlassung der Festung Rheinsfels.

den 25. December 1794.

Da ich vermuthe, mein Freund, daß die Uebergabe der Rheinschanze und der Fleschen bei Mannheim ebenfalls in unsern Gegenden wird Sensation gemacht haben, so will ich Ihnen einige Worte darüber schreiben, und Ihr Urtheil berichtigen.

In den ersten Tagen des Monat Decembers hatte der Feind bei Mannheim seine Arbeit so weit gebracht, daß man seine ernstliche Absicht auf die Rheinschanze und die vorliegenden Fleschen nicht verkennen konnte; es sey nun, daß er diese Werke stürmen oder durch ein anhaltendes Bombardement zur Uebergabe zwingen wollte. Kein Mensch wird in Abiede seyn, daß wenn man sich dieses Tête de

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

pont von Mannheim isolirt denkt, es einem Angriff in kurzer Zeit unterliegen muß, und ohne mich darüber in eine gelehrte Untersuchung einzulassen, ist es genug, wenn ich sage, daß die ganze Besatzung der Fleschen und Rheinschanze aus 2000 Mann bestand, daß das überlegene feindliche Feuer sich gegen diese Werke concentrirte, da hingegen das diesseitige excentrisch wirkte, und daß die Fleschen bloß campagnenmäßig, d. h. von bloßer Erde, ohne Verkleidung, die Brustwehr 14' dick, gebaut waren. So lange indessen die Brücke über den Rhein eine freie Communication von Mannheim mit dem Tête de pont erlaubte, so lange war, meines Erachtens, für die Flesche keine wesentliche Gefahr. Gieng nämlich der Feind aus seiner Contravallation durch Laufgräben vor, so mußte er einen Graben passiren, der vor seiner Front lief, und dieß machte unsere Ausfälle für ihn äußerst gefährlich. Begnügte er sich aber mit dem Bombardement, so war der Zeitpunkt vorhanden, einen Ausfall mit zehntausend Mann zu machen, sein Geschütz zu erobern, und theils zurückzubringen, theils zu vernageln und zu verderben, und seine Werke

zu rasiren. Nach einem solchen Ausfall, der unfehlbar gelungen wäre, würde es der Feind schwerlich gewagt haben, seine Batterien noch einmal zu erbauen, und sich der Gefahr, sein Geschütz zum zweitenmal zu verlieren, auszusetzen. Was hingegen den Sturm anbetrifft, so war dies in der That ein äußerst verwegener Schritt, weil der Feind nicht allein die Fleschen, sondern auch die Rheinschanze stürmen mußte. Unmöglich kann ich annehmen, daß ihm beides zugleich gelungen wäre, ohne der Bravour der kaiserlichen und pfälzischen Truppen zu nahe zu treten. Es wird mir also erlaubt seyn, vorauszusetzen, daß der Feind bei allem Glück, durch einen rasenden wüthenden Sturm, nur die Fleschen erobern konnte, und auch dies hing gewissermaßen von der Geschwindigkeit ab, mit der es ausgeführt wurde: denn, hielt sich die Besatzung nur eine Stunde, so mußte eine solche Verstärkung aus der Stadt in die Fleschen angekommen seyn, die hinreichend war, sofort ohne weiteres Besinnen, zwischen den Fleschen auszufallen, den stürmenden Feind in die größte Unordnung zu bringen und zurückzuschlagen. Dies

ist, beiläufig gesagt, bei einem solchen verschanzten Posten gewiß das beste Mittel einem feindlichen Sturme zu begegnen. Geschieht dieses in der Dunkelheit, denn bei Tage ist kein Sturm gefährlich, so kann eine Handvoll Leute, die auf den stürmenden Feind beherzt ausfällt, Wunder thun. Wollte man aber auch annehmen, daß der Feind die Fleschen erstiegen hätte, und es blieb nur noch die Rheinschanze in unsern Händen, so konnte man ja dem Feinde, ehe er die Zeit hatte, sich zu logiren, die Fleschen wieder mit dem Bajonet wegnehmen.

Dies beweist also, daß wir nicht Ursache hatten, wegen den Fleschen und der Rheinschanze besorgt zu seyn, so lange eine Brücke über den Rhein vorhanden war. Sobald aber der Eisgang die Brücke zerriß und endlich nöthigte, sie völlig abzutragen, dann hörten allerdings alle jene Mittel auf, von denen die Sicherheit und Behauptung der Fleschen und der Rheinschanze abhiengen: man konnte weder einen starken Ausfall machen, um das feindliche Geschütz und die Werke entweder zu zernichten, noch Verstärkung zu Verweh- rung eines Sturms aus der Stadt hinüber

bringen. Selbst die Ablösung der Besatzung und ihre Versorgung mit Lebensmittel konnten nur durch Fahrzeuge auf einem sehr langsamen Wege geschehen und endlich bei zunehmender Eisfahrt völlig unmöglich werden. Es war also von den beiden Angriffsmitteln des Feindes, nämlich dem Sturme und dem anhaltenden concentrirten Bombardement, Alles zu besorgen, und man würde Unwissenheit oder böse Absichten verrathen, wenn man es dem Herzog von Sachsen-Weissenfels zu einem Fehler anrechnen wollte, daß er in dieser Lage eine vortheilhafte und ehrenvolle Capitulation schloß, bei der die Stadt Mannheim besonders gewonnen hat, die sich dadurch von einem Bombardement gesichert sieht, so lange sie nicht belagert wird.

Sie sehen, mein Freund, daß ich unpartheyisch bin, daß ich nicht zu denen gehöre, die Alles tadeln, was unsere Allirten thun. Was recht ist, lobt Gott. — Aber eben deswegen und noch viel weniger werde ich zugeben, daß man der preussischen Armee den Verlust der Fleschen von Mannheim zum Verbrechen macht, eine Meinung, die sich im Publika zu akreditiren scheint, jedoch

nur in dem Publika, welches gern ohne Nachdenken nachschwächt, was ihm dieser oder jener auf die Nase heftet. Dieses Gerücht gründet sich nämlich auf ein Projekt, welches der kaiserlich-königliche Feldmarschall Herzog von Sachsen-Teschen dem Feldmarschall von Mollendorf machen ließ, mit einem Korps von 20000 Mann bei Mainz über den Rhein zu gehen, einen Theil der Besatzung von Mainz an sich zu ziehen, und beide Orte Mainz und Mannheim zu entsetzen, während ein kaiserliches Korps oberhalb Mannheim in eben der Absicht über den Rhein gehen und von Mannheim aus ein Ausfall gegen die feindliche Contravallation geschehen würde. Der Feldmarschall zeigte aus militärischen Gründen, daß er von seiner Seite zu dieser Operation nicht mitwirken könne. Die jetzige Lage unserer und der feindlichen Armeen erlaubt mir nicht, diese Gründe zu detailliren, und Ihnen meine Gedanken darüber ausführlich mitzutheilen. Die Umstände werden sich aber verändern, und dann wird man ohne Nachtheil Wahrheit sagen können. Nur eins bedenken Sie. Was sollte aus diesem Korps werden, wenn es auch so

glücklich war, den Feind von Mainz wegzuschlagen, sobald, wie es auch nun wirklich geschehen ist, die Brücke bey Mainz über den Rhein abgebrochen werden mußte? Sollte es sich nach Mainz werfen, so zehrte es die Vorräthe der Besatzung auf, und dies war also die erste Gelegenheit, Mainz zu verlieren. Das kaiserliche Korps, welches oberhalb Mannheim über den Rhein gegangen wäre, durfte sich aus dieser Ursache vom Rheine nie entfernen, und würde bei der geringsten Besorgniß, die Brücke abtragen zu müssen, und zwar mit Recht, wieder über den Rhein zurückgegangen seyn. Dieser Umstand, glaube ich, ist hinreichend, um den Feldmarschall von Müllendorff völlig zu rechtfertigen, und kein unbefangener, sachverständiger Mann wird ihn tadeln dürfen.

Dies, mein Freund, können Sie allen unsern Landsleuten, selbst denen sagen, die mit diesem Kriege nicht zufrieden sind, die aber doch wünschen, daß sich die preussische Armee jederzeit mit derjenigen Energie und dem deutschen Sinne im Felde zeige, die ihr die Achtung von ganz Europa erworben hat. Glauben Sie also nicht, daß Po-

litik dem Feldmarschall die Hände band. Das Projekt war militairisch unausführbar. Nun lassen Sie uns noch einen Blick auf die Uebergabe von Rheinfels thun, welche zu den so vielen räthselhaften Begebenheiten gehört, die diesen Feldzug in den Jahrbüchern der Welt zwar hervorstechend machen, aber so nur, wie ein Ungeheuer unter vielen andern gut organisirten Geschöpfen hauptsächlich bemerkt wird.

Daß Rheinfels nicht in gehörigem Vertheidigungsstande war, als die Franzosen mit einer Belagerung drohten, daran ist kein Zweifel, was man auch dagegen sagen mag. Man glaubte wahrscheinlich nicht, daß der Feldzug ein solches Ende nehmen würde, und wer hätte dies im Monat Julius glauben können? Ich greife diese Behauptung nicht aus der Luft; denn, erstlich, weiß ich aus sicherer Hand, daß ein kaiserlicher Ingenieur-Officier einige Zeit vor der bekannten Katastrophe vom Herzog von Sachsen-Teschen nach Rheinfels geschickt wurde, um über den Zustand der Festung Rapport abzustatten, und daß dieser eben die Umstände berichtete, die den Kommandanten, den hessischen General von Resius, nach einer in einem Kriegs Rath ge-

nommenen Entschlieſung, bewogen, die Feſtung mit ſeiner Beſatzung zu räumen, ohne eine Belagerung abzuwarten. Und dann weiß ich ferner, daß der Herzog von Sachſen-Teſchen und der Feldmarſchall von Müllendorf es an Vorſtellungen deſhalb nicht haben fehlen laſſen. *) Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo iſt der Verluſt von Rheinfels viel empfindlicher als jener der Brückenschanze von Mannheim, und ich getraue mir zu behaupten, daß dieſe Feſtung nicht hätte in franzöſiſche Hände fallen können, wenn man bey Zeiten alle die Vertheidigungsanſtalten getroffen hätte, die bei einer mit einer Belagerung bedrohten Feſtung getroffen werden müſſen. Empfindlich war der Verluſt dieſer Feſtung; weil ein ſicherer Uebergang zwiſchen Coblenz und Win-

*) Dieß ſey aber nicht geſagt, um das Urtheil, welches ebengegen den Kommandanten und mehrere heſſiſche Officiere gefällt worden iſt, im mindteſten zu tadeln. Hatte Reſius von ſeinem Herrn den Befehl, die Feſtung zu vertheidigen, ſo entſchuldigt ihn nichts. Wäre Rheinfels ein bloßes Dorf geweſen, ſo müßte er ſich in dieſem Fall mit ſeiner Beſatzung bis auf den letzten Mann halten. Gehorſam gegen die Befehle des Obern iſt Pflicht eines Officiers. Ungehörſam gegen die Befehle des Landesherrn iſt das höchſte Verbrechen.

gen, um auf den Hundsrücken zu gelangen, von äußerster Wichtigkeit gewesen wäre, wie solches die genievolle Eröffnung des zweiten Feldzuges, die den Herzog von Braunschweig allein verherrlichen würde, hinlänglich beweiset.

Zu einem feindlichen Uebergange leistet diese Festung dem Feinde keinen andern Vorschub, als, daß es ihm auf dieser Seite gegen einen Uebergang von unserer Seite sicher stellt, und dies ist immer wichtig genug.

Dieser für unsere Waffen sehr empfindliche Verlust überzeugt uns, daß man nie den letzten Augenblick abwarten müsse, um die Festungen eines Landes, welches der Schauplatz des Krieges ist, in den möglichst vollkommenen Vertheidigungsstand zu setzen. Schon zwei Feldzüge waren in der Nähe des Rheins geführt worden, und Rheinfels war noch in einem Zustande, daß man sich nicht einmal getraute, die erste Parallele abzuwarten! Und warum hat man sie nicht lieber geschleift: wenigstens würden die Franzosen nicht Gelegenheit gehabt haben, mit der Einnahme einer leeren Festung zu prahlen, und die ganze Welt hätte gesehen, daß man nach Grundfätzen handle.

 D r u c k f e h l e r :

- Seite 20. Z. 2. st. Gebrauch davon, l. Gebrauch.
- 49. Z. 21. st. könne, l. könnten.
- 66. Z. 1. st. zu vermeiden, l. zu suchen.
- 77. Z. 5. st. stärksten Defensiv, l. strikten Def.
- 84. Z. 5. st. Altrix, l. Altrip.
- 84. Z. 16. st. Rheinangriffe, l. Scheinangriffe.
- 86. Z. 10. st. so kann, l. kann.
- 104. Z. 7. st. in 3 Armeen, l. mit 3 Armeen.
-



170

171

172

173

174

175

176

177

178

179

180

181

182

183

184

185

186

187

188

189

190







100 78

Inches
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
8

Centimetres

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

Black

3/Color

B r i e f e
über den
Feldzug von 1794.

von
einem Officier der Armee am Rhein
an seinen Freund in B.

Ein Beitrag zur Geschichte des gegenwärtigen Kriegs
und zur Berichtigung der Urtheile über einige der
wichtigsten Ereignisse desselben, ihre Ursachen
und ihre Folgen.

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

5.21/585, 167-1952

Frankfurt und Leipzig

1 7 9 5 .

Da 51212